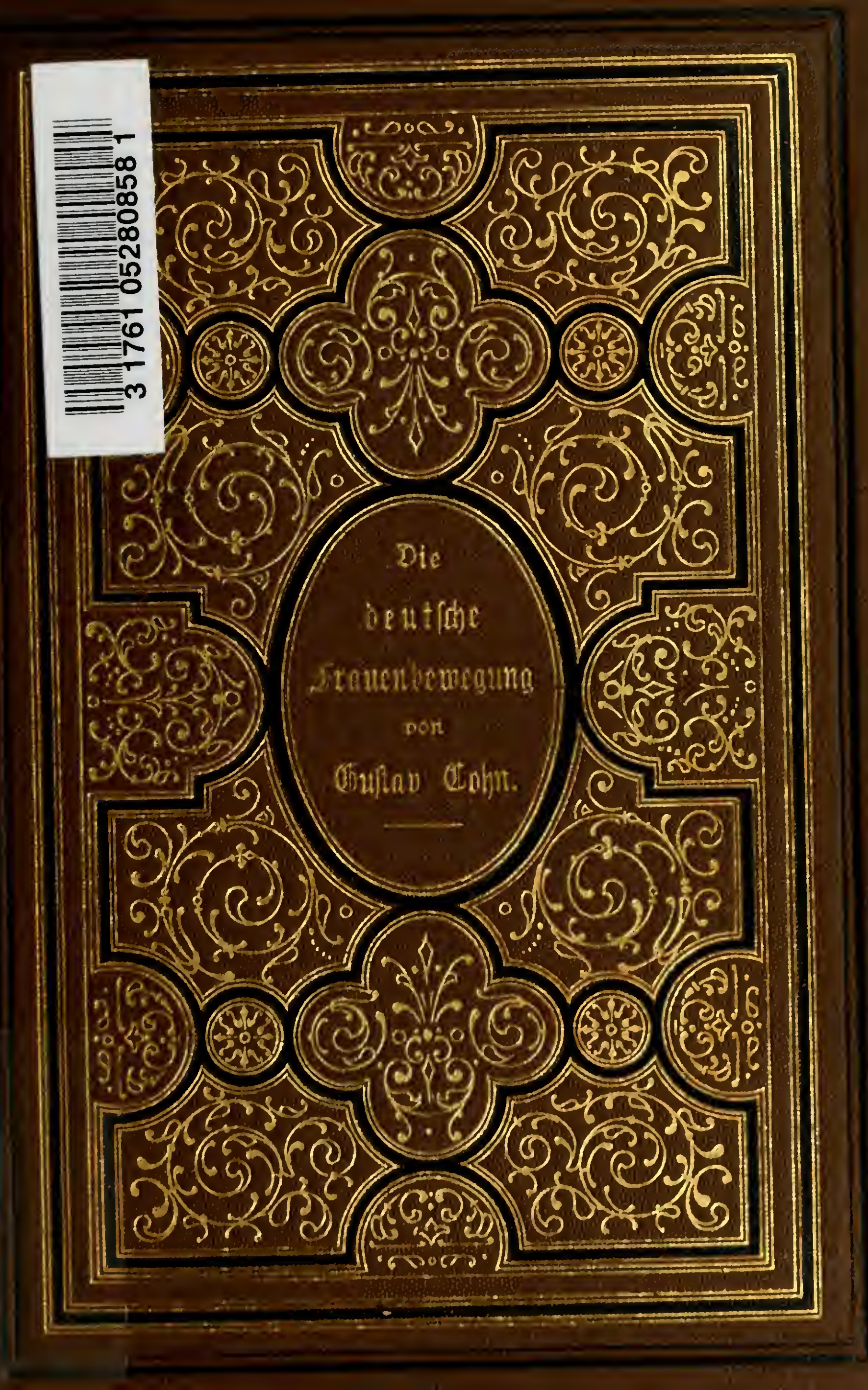
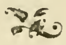

Die
deutsche
Frauenbewegung
von
Gustav Cohn.





Die
deutsche Frauenbewegung.





Die deutsche Frauenbewegung.

Eine Betrachtung

über

deren Entwickelung und Ziele

von

Gustav Cohn,
o. Prof. der Universität Göttingen.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1896.



Meiner Schwester

Emma

gewidmet.



Vorwort.

Diese Schrift ist aus einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau" hervorgegangen, den ich als abgerundetes Büchlein meiner Schwester zum Geburtstage überreichen wollte. Vielleicht findet es außer ihr noch einige andere Leser. Im Gegensatze zu dem ersten Abdruck ist darin manches neu geordnet, erweitert, ergänzt, theils aus der älteren und neueren Literatur, theils aus den Thatsachen der Gegenwart, deren ich zumal von England einiges nach erneutem Ferienaufenthalte heimgebracht habe.

Ich hatte die Absicht, ein altes englisches Motto vorzusetzen . . .

„They are slaves who dare not be
In the right with two or three."
(Lowell, Stanzas on Freedom.)

aber es scheint mir, daß es nicht mehr paßt.

Universität Göttingen, Ende Juni 1896.

G. Cohn.



Einleitung.

Das Wesen der Frauenbewegung.



Was bedeutet die Frauenbewegung? Was ist ihr Gegenstand? Was ist ihr Gebiet? ihr Begriff?

Offenbar nicht alles, was dem Wortsinne nach mit dieser Bezeichnung getroffen werden kann. Dem widerspricht die Kleinheit des Umfanges der vorliegenden Schrift. Auch ist es ein längst anerkannter Grundsatz, daß derartige Namen niemals das ganze Gebiet dessen bedecken, was sich irgend Jemand bei ihnen zu denken vermag; daß vielmehr der Sprachgebrauch, insbesondere bei Worten des öffentlichen Lebens der eben diesem gewohnte Gebrauch, über die Bedeutung des Wortes entscheidet. Nicht was irgend Jemand geneigt ist, aus den Buchstaben des Wortes „Socialismus" herauszupressen, kann über den Inhalt dieses Wortes entscheiden — oder der Streit darüber würde ins Endlose verschleppt, unterdessen aber eine große Verwirrung angerichtet werden; sondern was in der thatsächlichen socialen Bewegung und den sie erklärenden Gedanken der Wissenschaft darunter verstanden worden ist, das bildet die Grundlage für den Begriff, den man damit verbindet.

Ja noch mehr. Die Verbreitung oder das Alter eines solchen Wortes, Eigenschaften, denen man zutrauen sollte, daß sie seinen Sinn befestigen, haben öfters das Gegentheil zur Folge. Die Worte „Demokratie" und „Republik" zeichnen sich vor so vielen anderen in dem heutigen politischen Wortschatze dadurch aus, daß sie echte Kinder des antiken Staatslebens sind.

1*

Auch verdanken sie diesem Grunde eine gewisse Festigkeit ihres Sinnes durch die Jahrhunderte und durch die Länder. Um nichts weniger ist es wahr, daß man aus dieser gewohnten Bedeutung gar nichts entnehmen kann, um die von ihnen entlehnten Namen der beiden großen Parteien in den Vereinigten Staaten zu verstehen. Erst die besonderen historischen Erlebnisse dieses Gemeinwesens bieten die Erklärung desjenigen Sprachgebrauchs, welcher über ihre Bedeutung in jenem Lande entscheidet.

Ob wir also die Worte von neuer oder von alter Herkunft fragen — als Worte führen sie uns mit ihrer Antwort irre, so lange wir nicht den Thaten nachgehen, von denen sie sprechen. Und die Thaten selber geben in verschiedenen Zeiten und Völkern demselben Worte einen verschiedenen Inhalt.

Was bedeutet also für uns das Wort „Frauenbewegung"?

Eine „Bewegung"*) wird durch den Zusatz, der ihr den Namen gibt zum Unterschiede von anderen Bewegungen, entweder nach ihrem Ziele oder nach ihren Kräften bezeichnet. Wenn man von „Achtstundenbewegung" redet, kann man nur das Ziel meinen; wenn von „Arbeiterbewegung", so meint man wenigstens thatsächlich die bewegenden Kräfte. Was von beidem meint man, wenn man von der „Frauenbewegung" spricht? Vor mir liegt der Bericht der Conferenz, welche im vorigen Oktober zu Nottingham durch die „National Union of Women Workers" veranstaltet worden ist.**) Ueber die folgenden

*) Die Uebertragung aus dem Englischen „movement", das für die Sache selber und für ihren Namen das Vorbild geliefert hat.

**) Women Workers. The official report of the Conference held at Nottingham on October 22, 23, 24 and 25, 1895. Arranged by the National Union of women workers etc. London 1895 (Office of the Union, 25 Mecklenburg Square W. C.).

Gegenstände ist hier verhandelt worden: Einrichtung von Haushaltungsschulen durch die Grafschaftsräthe; staatliche Regulirung der Frauenarbeit; muthmaßliche Wirkung der Gewährung des parlamentarischen Stimmrechts an die Frauen auf ihre Stellung; Frauenberuf in ländlichen Ortschaften (im Dienste der Mäßigkeitsbewegung, der Heranbildung von Krankenpflegerinnen, der gesammten Emporhebung der unteren Classen); die Unterbringung von verwaisten Kindern; einzelne Probleme der Armenpflege; der gegenwärtige Zustand des weiblichen Unterrichts und die Aussichten des Lehrberufes für Frauen; die Verpflichtungen der höheren Bildung von Frauen; die Moral des Geldausgebens.

Eine ähnliche Mannigfaltigkeit, aber in entsprechend größerer Menge, tritt uns aus den englischen Zeitschriften entgegen, welche aus verwandten Kreisen und für verwandte Zwecke thätig sind. Die Vierteljahrsschrift „The Englishwoman's Review"*), wenn wir etwa das Heft vom 15. April dieses Jahres ansehen, behandelt: Den Kampf der Universitäten Oxford und Cambridge um die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den akademischen Graden; ein Meeting von chinesischen Frauen behufs Abschaffung des Einschnürens der Füße; die Einführung europäischen Schulunterrichts bei den Hindu-Mädchen; das weibliche Geschlecht und die Fabrikgesetze; das Frauenstimmrecht, seine Aussichten und seine Fortschritte in England und im Auslande (eine ständige Rubrik der Zeitschrift); Wahlen und Anstellungen weiblicher Persönlichkeiten; dazu eine Fülle von Mittheilungen aus England und aus aller Welt über irgend welche Thatsachen, welche eine Art weib-

*) Der volle Titel heißt: „The Englishwoman's Review of social and industrial questions edited by Helen Blackburn and Antoinette Mackenzie. London, 22 Berner's Street, Oxford Street, W.

licher Thätigkeit oder einen Dienst für das weibliche Geschlecht betreffen.

Ich wähle ferner das „Jahrbuch der Engländerin"*) in seinem neuesten Jahrgang. Dieses sagt uns in der Vorrede: „Der Fortschritt des weiblichen Geschlechts in all den verschiedenen Sphären der Arbeit, welcher in unserem Jahrbuch verzeichnet ist, bedürfte einer ganzen Encyclopädie, wenn wir ihn gehörig darstellen wollten. Das Feld ist weit — es umfaßt alle Aemter und Berufsarten von weiblichen Wesen jeder Classe und jeder Stufe, ob ihre Arbeit eine freiwillige, ob sie für das tägliche Brot, ob mit der Hand oder mit dem Kopf, oder ob sie von öffentlichem Charakter ist. Die weiblichen Arbeiter zusammen bilden eine beständig zunehmende Armee — viele hoch gebildet und qualificirt für ihre besonderen Aufgaben, eine größere Zahl den anständigen Durchschnitt erreichend, dann eine Arrieregarde von solchen, die um das tägliche Brot verlegen sind, aber nichts produciren, was die Welt braucht, und von jenen, die in Muße und Behagen der Welt keine würdige Gegenleistung liefern für die Fürsorge, die Gatten oder Väter ihnen zu Theil werden lassen, — aber am tiefsten unten das Residuum, dessen wir nur mit Pein und Scham gedenken können."

Wohlan, in diesen Zeugnissen der heutigen englischen Frauenliteratur und Frauenbewegung ist ungefähr alles inbegriffen, was, sei es durch, sei es für das weibliche Geschlecht gethan wird. Sowohl das Ziel der Bewegung als die bewegenden Kräfte sind hier das, was der Frauenbewegung den Namen

*) The Englishwoman's Yearbook and Directory to all Institutions existing for the benefit of women and children. By Louisa M. Hubbard. London. F. Kirby. 1896.

gibt. Bald sind es die Frauen in ihrer Bedürftigkeit, bald in ihrer Wirksamkeit für fremde Bedürftigkeit, bald reicht beides einander die Hand. Der Arbeiterschutz der allgemeinen staatlichen Gesetzgebung gehört in die Gegenstände der Frauenbewegung, soweit er sich auf weibliche Personen erstreckt. Die Bewegung für die Erweiterung der öffentlichen Wahl- und Stimmrechte, ob sie nun von Männern oder von Frauen getragen wird, gehört dahin, weil sie den Frauen zu Gute kommen soll. Aber wiederum von der anderen Seite die gemeinnützige Wirksamkeit der „Dame auf dem Lande", ob sie nun weibliche Wesen allein oder die ganzen Familien des Dorfes zum Gegenstande hat, wird gleichfalls dahin gerechnet — weil es die Bewegung weiblicher Kräfte ist. Und sicherlich am deutlichsten zeigt sich jene Zugehörigkeit dann, wenn beides sich in einander verschlingt, wenn weibliche Kräfte ihr Leben ausfüllen mit dem Ziele, weiblichem Elend abzuhelfen.

Es wäre gewagt, wenn man behaupten wollte, dieser sehr umfassende Begriff der Frauenbewegung treffe für England allein zu; er unterscheide die englische Frauenbewegung von der deutschen. Auch hier vielmehr zeigt sich etwas ähnliches, zumal in der neuesten Zeit. Wir durchblättern die letzten Hefte der deutschen Zeitschrift „Die Frau, Monatschrift für das gesammte Frauenleben unserer Zeit". Da finden wir folgende Gegenstände: Arbeiterversicherung in der Confectionsindustrie — Die Anstellung weiblicher Lehrkräfte — Milchsterilisirung oder Milchabkochung — Die Frau im Jahrhundert der Aufklärung — Die Pflege der Blumen am Fenster — Kochkunst und Volksernährung — Die Frau im kaufmännischen Beruf — Unsere ersten Abiturientinnen — Ueber Bäder und Sommerfrischen — Die Wiener Enquête über Frauenarbeit — Das Duell, eine Frauenfrage — Das Loos der in kaufmännischen und gewerb-

lichen Betrieben beschäftigten Mädchen — Communalpflegekinder — Die erste Aerztin der Welt — Der internationale Frauencongreß zu Paris — Sommerfrischen in Tyrol — Die Mädchen-Musterzeichenschule der höheren königlichen Webeschule in Sorau. Zwischen alles dieses als Blüthen hineingeworfen Novellen und Gedichte von Damen. Aehnlich mannigfaltig und vielseitig (etwa abgesehen von dem Dichterischen) ist der Inhalt der andern Monatschrift, die sich als „Die Frauenbewegung" selber bezeichnet. In sechs Nummern (April bis Juni 1896) dieses Blattes finden sich u. a. folgende Artikel: Ueber das Mädchengymnasium — Die elterliche Gewalt — Zum Streik der Confectionsarbeiterinnen in Dresden — Die Enquête über die Frauenarbeit in Wien — Zum Aufruf der Verkäuferinnen — Die Frauen und die Consumgenossenschaften — Der internationale Frauencongreß in Paris — Verein zur Reform für die weibliche Jugend — Frauen und Minderjährige — Gedanken über das Duell — Der Beruf als Gärtnerin — Zum Aufruf für das Sitzen der Verkäuferinnen — Die Familie und die Frauenbewegung — Industrielle Frauenarbeit in England — Die Frauen und die soziale Frage.

Angesichts alles Dessen muß ich hienach bekennen, daß die Instanz des Sprachgebrauches, die ich selber angerufen habe, gegen mich zu sprechen scheint, wenn ich den Gegenstand meiner Schrift weit enger eingrenze und dennoch von der deutschen Frauenbewegung zu reden behaupte.

Allein manches, wie ich glaube, spricht für die Einschränkung des Begriffes. Die bisherige deutsche Bewegung zeigt im Mittelpunkte ihrer Interessen die Frage, wie nach oben hin die Erwerbsthätigkeit, die dazu gehörige Bildung, die weibliche Bildung überhaupt entwickelt werden kann. Sie ist weit überwiegend eine Frage der mittleren, zum Theil der höheren Classen.

Ob man es lobt oder tadelt, daß in diesen Interessen bisher der Schwerpunkt der deutschen Frauenbewegung gelegen hat, daß er darin noch heute liegt, ist zunächst gleichgültig; die Thatsache, daß es so gewesen, gibt den Ausschlag.

In dieser Beschränkung ihres hauptsächlichen Gebietes durchläuft die deutsche Frauenbewegung wiederum verschiedene Stadien. Sie ist anfänglich, wenigstens in den Berliner Anfängen, mehr eine Bewegung für weibliche Interessen, als eine Bewegung, deren treibende Kräfte Frauen sind. Erst allmählich sind es die letzteren, welche in den Vordergrund treten und aus der Frauenbewegung eine Bewegung für Frauen durch Frauen machen. Damit geht dann Hand in Hand, daß die treibenden weiblichen Kräfte zuletzt aufhören, sich auf die Interessen ihrer eigenen Sphäre zu beschränken, daß es die Interessen der unteren Schichten weiblicher Arbeit sind, für die sie wirksam werden, oder noch besser, daß die Ausfüllung des Daseins der höheren Schichten weiblicher Wesen durch eine neue Thätigkeit, welche an die Stelle der alten Leere tritt, gerade in diesem Berufe der gebildeten Frauen für die unteren Classen der Arbeiterinnen gefunden wird.

Dieses aber bleibt übrig. Das ohne allen Zweifel breiteste Gebiet socialer Reform im Dienste des weiblichen Geschlechts, die Bewegung für die Millionen der Arbeiterinnen, ob nun durch diese selber oder durch andere für sie, liegt jenseits des Gebietes, welches uns beschäftigt. Nicht weil seine Anliegen zu klein, sondern weil sie zu groß sind — zu groß oder zu breit, um in unseren Rahmen hinein zu passen. Es sind wesentlich andersartige Probleme, wenn sie sich auch hie und da über die Grenze hinüber in einander verschlingen. Es ist öfter bereits und treffend gesagt worden: dort Mangel an Arbeit, hier Ueberbürdung mit Arbeit. Ueberfluß an Thätigkeit da, wo die

Niedrigkeit des Ranges der Arbeit den Zutritt offen läßt; Mangel an Thätigkeit da, wo die Arbeit einer höheren Stufe angehört, wo diese höhere Stufe daher erst erklommen, erst erkämpft sein will. Die Grenzberührung findet statt, weil die Aufgabe besteht, den Ueberfluß gewisser Kategorien weiblicher Arbeit zu regulieren durch Ueberwindung des bisherigen Mangels an Raum für höhere weibliche Thätigkeit. Aber die große Masse jener überfließenden Arbeit weiblicher Wesen ist nicht sowohl an den Grundfragen des anderen Gebietes betheiligt als vielmehr an den hundertfältigen Beschwerden der gesammten Arbeiterfrage. Die Arbeiterinnenfrage ist nur ein Theil derselben. Arbeiterschutz durch die Gesetzgebung, genossenschaftliche Organisation, niedrige Löhne, gesundheitliche Schädigungen, übermäßige Arbeitszeit, Mißstände in der Hausindustrie, in den Werkstätten, den Fabriken, den Kaufläden oder Schankwirthschaften und wie vieles andere noch sonst — es sind dieselben Aufgaben für beide Geschlechter, und der Unterschied ist nur der, daß die Schutzbedürftigkeit, die Reformbedürftigkeit der weiblichen Arbeiter eine so viel größere ist als die der männlichen Arbeiter. Groß wie die Mannigfaltigkeit dieser Dinge, groß wie die Aufgaben in den Einzelheiten sind — es fehlt der Reiz eigenthümlicher Principienfragen — es fehlt der Reiz, welcher dem Gebiete innewohnt, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen.

Erstes Buch.

Die Entwickelung der deutschen Frauenbewegung.



I.

Die deutsche Frauenbewegung gleicht in ihren Anfängen den ersten Stadien der deutschen Arbeiterbewegung. Aber sehr bald hört die Aehnlichkeit auf. Die Arbeiterbewegung erlangt Bedeutung dadurch, daß sie den radicalen Zug annimmt; die Frauenbewegung dadurch, daß sie den Charakter der Mäßigung festhält. Die Arbeiterbewegung ist eine Bewegung des Proletariats; die Frauenbewegung ist eine Bewegung der Mittelclassen. Beide berühren sich zwar durch einige Ausläufer; aber diese Erscheinung ist nicht das, was uns beschäftigt. Die Frauenbewegung hat zum Gegenstande die fortschreitende Bethätigung weiblicher Kräfte, hierbei zunächst so wenig die Erweiterung ihrer Rechte betonend, daß es vielmehr die Pflichten zu sein scheinen, auf welche der Nachdruck fällt. Ihr Schwerpunkt liegt weit mehr in den Anregungen und Veranstaltungen, durch welche sie die Kräfte des weiblichen Geschlechts entwickeln will, als in den Forderungen, welche sie für deren Wirksamkeit an Staat und Gesellschaft stellt. Diese Forderungen werden erst in den letzten Jahren etwas lebhafter; aber auch jetzt zeigt ihre Vorbereitung, ihr Zusammenhang und ihr Erfolg (selbst für den, der ihnen nicht geneigt ist), daß sie an die gegebenen Zustände und an das Maß des Erreichbaren anknüpfen.

Ein Blick auf den bisherigen Gang der Dinge soll dies verdeutlichen.

In den Aufzeichnungen einer Veteranin der deutschen Frauenbewegung, der Frau Louise Otto-Peters, finden wir die Mittheilung, daß sie, angeregt von dem neuen Hauche der dreißiger Jahre, im Jahre 1844 begonnen habe, in den von Robert Blum in Leipzig herausgegebenen „Vaterlandsblättern" das Recht der Selbständigkeit ihres Geschlechts zu vertreten; daß sie dann im Jahre 1849 eine „Frauenzeitung" gegründet habe, die drei Jahre lang „jedem Frauenfortschritt huldigte". Auch Frauenvereine entstanden in jener Zeit; doch aus ihren Trümmern blieben nur diejenigen übrig, die dem Wohlthun dienten, und von den Frauenzeitungen nur die Modenzeitungen. Das war die erste Epoche; sie war kurz und unerheblich.

Die zweite Epoche beginnt in den Jahren der Neuen Aera. Sie fängt im Stillen an, ergreift einzelne praktische Aufgaben, die im Bereiche weiblicher Thätigkeit liegen; sie knüpft daran neue Aufgaben ähnlicher Art und erweitert durch ihre eigene Wirksamkeit den Spielraum weiblicher Thätigkeit. Die Vereine zur Beförderung Fröbel'scher Kindergärten eröffnen die Reihe. Friedrich Fröbel war es gewesen, der die Frauen zur freien Vereinsthätigkeit aufgerufen, der mit der Kindererziehung den erhöhten Beruf der Mütter und Frauen verbunden hatte. Der preußische „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen", der seit dem Jahre 1844 für mancherlei gemeinnützige Bestrebungen als Urheber oder Förderer gedient hatte, räumte die (polizeilichen) Schwierigkeiten fort, die dem Berliner Frauenverein für Kindergärten im Wege standen. Bald aber war es derselbe Centralverein, welcher die größere Frage einer Erweiterung der Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht in Behandlung nahm. Der Vorsitzende des Vereins, Präsident Lette, legte im October 1865 dem Vorstande eine Denkschrift vor, welche dieses einleitete. Sie knüpfte an manche Regungen

an, die in Deutschland bemerkbar waren; sie verwies aber namentlich auf die Vorgänge in England, Frankreich, Nordamerika. In England habe man, als sich nach der letzten Volkszählung ergeben, daß mehr als zwei Millionen unverheiratheter Frauen auf Selbsterhaltung angewiesen seien, sofort einen Verein von Damen unter der Leitung des Lord Shaftesbury gebildet als „Gesellschaft zur Beförderung der Beschäftigung von Frauen", um der Noth derjenigen Frauen abzuhelfen, welche gezwungen sind, Stellen als Lehrerinnen, Verkäuferinnen u. dgl. zu suchen, um den Frauen neue Erwerbsquellen zu eröffnen und ihnen die vorhandenen Quellen leichter zugänglich zu machen, letzteres insbesondere durch entsprechende Ausbildung zu der erforderlichen Leistungsfähigkeit. Hierzu sei ein Institut eingerichtet, in welchem Stenographie, Malerei, Buchführung gelehrt werden, es sei eine Druckerei als Setzerinnenschule gegründet u. s. w. Auch über zwei Pariser Vereine berichtet die Denkschrift, welche die gewerbliche Vorbildung der Frauen zur Aufgabe haben, und welche von Frauen geleitet würden. Etwas Aehnliches soll für Deutschland geschaffen werden. Die traurige Lage der Näherinnen sei bekannt. Sie sei die Folge des Zudranges, welcher sich chronisch forterzeugt aus Mangel an der Fähigkeit zu anderen weiblichen Berufsarten. Aehnliches zeige sich bei der Menge der Lehrerinnen und Gouvernanten; für eine offene Stelle an einer Berliner Schule hatten sich binnen weniger Tage 114 Bewerberinnen gemeldet. Es käme darauf an, das weibliche Geschlecht für alle solche Arbeiten heranzubilden, für welche dasselbe vorzugsweise beanlagt ist. Hier werden nun fünf Kategorien als besonders geeignet empfohlen; auf dem Gebiete des Handwerkes: Buchdruck, Buchbinderei, Uhrmacherei, Schuhmacherei, Schneiderei; auf dem Gebiete des Handels: Buchhaltung, Kassenführung, Waarenverkauf, Buch-

handel, Leihbibliotheken; auf technischem Gebiete: Anfertigung von chemischen und mikroskopischen Präparaten, optischen Instrumenten; dazu Telegraphie, Postdienst, Eisenbahnbilletdienst; auf dem Gebiete der Kunst: Malerei, Bildhauerei, Kupferstich, Holzschnitzerei, Musterzeichnen u. dgl.; auf dem Gebiete der Wissenschaft: die Medizin und die wundärztlichen Verrichtungen, zumal Hülfsdienst bei Frauenkrankheiten, Krankenpflege.

Die Denkschrift Lette's war die Unterlage der Berathungen im Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen, in dessen Vorstande die Sache im November 1865 behandelt wurde. Hier einigte man sich über folgende Grundsätze: 1. Das Wirken der Frauen in der Familie ist die ursprünglichste und wichtigste Aufgabe des weiblichen Berufes; jedoch dürfen die gewerblichen Berufsthätigkeiten dem weiblichen Geschlecht nicht verschlossen werden. 2. Das weibliche Geschlecht, welches in Deutschland zur Zeit weniger als in anderen Ländern gewerblich beschäftigt ist, eignet sich vollkommen zur erwerbsmäßigen Beschäftigung bei den meisten Verrichtungen des Handels und der Technik. 3. Da sich der Lohn nach den Leistungen zu richten hat, so ist es nicht gerechtfertigt, die Arbeit der Frauen bei gleicher Leistung niedriger als die Arbeit der Männer zu bezahlen. 4. Um diejenigen Mädchen, welche auf Grundlage einer vollständigen Ausbildung sich einem gewerblichen Berufe widmen wollen, dazu geschickter und ihre Leistungen einträglicher zu machen, wird die Errichtung von Fortbildungs-(Fach-)Schulen für dieselben empfohlen. 5. Sehr wünschenswerth ist für diese Zwecke die Gründung von Vereinen, insbesondere von Frauenvereinen, die unter Beistand gewählter Männer die angedeuteten Wege zur Erweiterung und Verbesserung der Erwerbsgebiete der Frauen weiter verfolgen.

Am 13. December 1865 fand eine öffentliche Versamm-

lung statt, worauf am 27. Februar 1866 der neue Verein constituirt wurde. Gleich im ersten Jahre hatte er eine Mitgliederzahl von 332, die dann bald sich vermehrte, im Jahre 1877 bereits über 1000 betrug, in den Jahren 1883—1890 über 1100. Man begann damit, daß man Lehrinstitute, zumal durch Freistellen, unterstützte, die in der Richtung des Vereins wirksam waren. Ferner errichtete man das Bureau für Arbeitsnachweis, welches eine wachsende Zahl von Stellesuchenden im Laufe der Jahre unterbrachte (im Jahre 1869: 1073 Stellesuchende, im Jahre 1890: 4030). Daran schloß sich ein „Bazar" für Ausstellung und Verkauf weiblicher Handarbeiten und künstlerischer Erzeugnisse; die Zahl der ständig hierfür beschäftigten Damen war zu Ende des Jahres 1867 etwa 40; mehr als 100 waren zeitweilig beschäftigt. Dieser Anfang führte auf den Gedanken, eine Allgemeine Frauen-Industrie-Ausstellung in Berlin zu veranstalten, um eine Uebersicht der bereits vorhandenen, für Frauen besonders geeigneten Erwerbszweige zu gewähren, die Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage zu erweitern, die Absatzgebiete auszudehnen. Die Ausstellung wurde am 2. October 1868 eröffnet und dauerte bis gegen Weihnachten hin; etwa 1200 Gegenstände waren dazu aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich-Ungarn, aus England, aus der Schweiz, den russischen Ostseeprovinzen und noch von weiter her eingeliefert. Die dem Comitee angehörenden Damen beaufsichtigten, von jugendlichen Hülfskräften unterstützt, die Ausstellung und den Verkauf. Der Erfolg war der, daß einmal die Leistungen einer größeren Zahl von Frauen bekannt wurden, daß sie Bestellungen nach sich zogen, daß namentlich aber ein Ueberblick gewonnen wurde über die geeigneten Ziele weiblicher Arbeit.

Aus den loseren Beziehungen des Vereins zu den Unter-

richtsinstituten erwuchs allmählich eine Reihe von Schulen, die der Verein selber unterhielt: eine Handelsschule, eine Gewerbeschule, eine Kochschule, eine Telegraphenschule, eine Setzerinnenschule. Die letztere erhielt eine festere Gestalt erst dadurch, daß sie sich als selbständiges Buchdruckerei-Unternehmen financiell auf eigene Füße stellte und nur unter der Aufsicht des Lette-Vereins blieb. Etwa 40 Setzerinnen sind darin beschäftigt und gehen, nachdem ihre Ausbildung vollendet ist, in andere Druckereien über, sofern sie hier nicht verbleiben. Je nach den Leistungen ist der wöchentliche Lohn 18—36 Mark; dabei hat das Unternehmen stets angemessenen Gewinn und einen Theil davon für die Krankenkasse geliefert. Es ist damit gleichsam ein neues Arbeitsgebiet für weibliche Kräfte erobert worden — freilich nach Beispielen, die im Auslande bereits vorangegangen waren.

Neben diesen nüchtern-praktischen Bestrebungen trat allmählich der Wunsch hervor, auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Frauen zu sorgen. Es wurde der Plan zu einer Schule entworfen, die als Vorbereitung für Maturitätsprüfung und Universitätsstudium dienen sollte. Das Hinderniß lag in den Staatseinrichtungen. Auch wurden die Petitionen, mit denen man sich an den Unterrichtsminister Falk und an die Berliner Stadtverwaltung wegen Errichtung derartiger Anstalten gewandt hatte, abschlägig beschieden. Erfolgreicher war man mit der Entwickelung des Unterrichts nach der Seite der Kunst. Von der Gewerbeschule löste sich eine besondere Anstalt ab, die den doppelten Zweck verfolgte, für die Ausübung des kunstgewerblichen Berufes vorzubilden und Lehrerinnen für das kunstgewerbliche Zeichnen und Coloriren zu erziehen. Dazu kam Ende des Jahres 1878 eine Modellirschule und bald darauf die Kunsthandarbeitsschule. Die Berliner Gewerbeausstellung vom

Jahre 1879 lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Leistungen dieses Instituts.

Bei Begründung des Vereins hatte man in dem ersten Paragraphen des Statuts ausgesprochen: „Die Vereinswirksamkeit erstreckt sich nicht auf die in Fabriken beschäftigten Arbeiterinnen, Dienstboten, Wäscherinnen und dergleichen.“ Damit war nach unten hin die Grenze gezogen und die Thätigkeit des Vereins von vornherein auf die Mittelclasse beschränkt. Auch so war, wie wir gesehen, Arbeit genug zu thun. Als indessen das schwerste Stück des Weges zurückgelegt war, glaubte man jene Schranken fallen lassen zu dürfen und hob im Jahre 1877 den ursprünglichen Paragraphen auf. Die nächste praktische Folge war, daß jetzt die Stellenvermittelung des Vereins auch auf Dienstmädchen, Wäscherinnen, Plätterinnen u. dgl. ausgedehnt wurde. Dann entstand eine Fortbildungsschule, welche die Töchter des Volkes zu tüchtigen Hausfrauen auszubilden bestimmt war; sie wurde im Frühjahr 1878 mit 150 Schülerinnen eröffnet, woraus bereits zwei Jahre später mehr als 400 wurden. Sie wuchs so schnell an, daß sie (1882) im Interesse ihrer Entfaltung vom Lette-Verein abgelöst werden mußte. Daneben wiederum löste sich eine selbständige Wasch- und Plättanstalt ab. Ihre Aufgabe ist eine doppelte. Sie dient zugleich der Ausbildung von Schülerinnen und der gewerbmäßigen Wäscherei für das Publicum. Dann entstand eine Kochschule, die für das Damenrestaurant und das Victoriastift die Küche ist; sie kocht für etwa 100 Personen täglich und hat weit mehr als 100 Schülerinnen. Alles dies zusammen führte dann im Jahre 1886 zur Begründung der „Haushaltungsschule“, wie sie mit Beiseitesetzung des ursprünglich gewählten Namens „Dienstmädchenschule“ genannt wurde. Diese umfaßt alle Arbeiten, die zu dem Haushalt gehören, sammt den Ele-

mentarfächern der Volksschule. Die Mehrzahl der Schülerinnen wohnt in dem Hause selber. Keine der Anstalten des Lette-Vereins ist so schnell aufgeblüht wie diese.

Endlich die jüngste Schule des Vereins ist die im October 1890 eröffnete „Photographische Lehranstalt", welche das Zeichnen nach lebenden Modellen, Proportionslehre, Gewandzeichnen, photographische Uebungen, Retouche, Lithographie, Kupferstich, Radirung umfaßt. Auch sie fand von Anfang an lebhaften Zuspruch.

II.

Hier ist, mit einigen nicht wohl zu vermeidenden Einzelheiten, das Wirken eines Vereins geschildert, der in hervorragender Weise ein Stück der deutschen Frauenbewegung bildet, der in zahlreichen kleineren Vereinen seine Nachahmung und Ergänzung gefunden hat; es ist hier geschildert, um das Wesen der deutschen Frauenbewegung zu charakterisiren. Allerdings würde das Bild nicht erschöpfend sein, wenn wir uns auf diesen einen Verein beschränkten.

Schon der parallel laufende Verein von ähnlichem Alter, der in Leipzig seinen Mittelpunkt hat, wie jener in Berlin, der in ein freundnachbarliches Verhältniß der Zusammenwirkung mit dem andern Verein getreten ist, hat doch einen etwas verschiedenen Charakter. Hier war es nicht eine bewährte Vereinsorganisation von bewährtem Rufe, die der neuen Bewegung zum Dasein verhalf, nicht ein in den gewohnten Bahnen der Gemeinnützigkeit thätiger Verein anerkannter Persönlichkeiten, die jetzt ein neues Stück neben dem alten ergriffen, um daraus

ein selbständiges Unternehmen zu machen; es war namentlich nicht eine Anzahl von Männern, die für den Beruf weiblicher Arbeit eintraten, sondern es waren die Frauen selber, die gleich von Anfang sich auf eigene Füße stellten und dadurch der Sache eine Färbung gaben, die etwas mehr von dem Enthusiasmus und etwas weniger von der Nüchternheit hatte, als der Berliner Verein.

In den ersten Monaten des Jahres 1865 gründete man einen Frauenbildungsverein, welcher Abendunterhaltungen für weibliche Personen veranstaltete, eine Fortbildungsschule für confirmirte Mädchen errichtete, Bureaus für Stellenvermittelung, eine Kochschule und Speiseanstalt für Frauen u. dgl. m. Aber in seinen Satzungen war auch die Einberufung einer Frauenconferenz aus allen Städten und Staaten ins Auge gefaßt. Bald darauf erfolgte ein Rundschreiben, welches auf den 16. October desselben Jahres eine Frauenconferenz nach Leipzig einberief. Hierbei präsidirten und sprachen fast ausschließlich Damen. Es war zum ersten Male in Deutschland, daß eine große Versammlung nur von Frauen geleitet ward. Es war der Grundgedanke dieses Vereins, dem weiblichen Geschlecht zu helfen durch eigene weibliche Kraft. Man vereinbarte ein Programm, dessen erster Paragraph lautete: „Wir erklären, nach dem Beschlusse der ersten deutschen Frauenconferenz, die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts, nehmen dagegen das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für nothwendig, daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden.“ Neben der Agitation durch Frauenbildungsvereine zur Bekämpfung der alten Vorurtheile wurden Productionsassociationen, Industrieausstellungen für Erzeugnisse weiblicher Arbeit, Industrieschulen für Mädchen, Institute für

höhere wissenschaftliche Bildung geplant. Der neue Verein erhielt den Namen „Allgemeiner Deutscher Frauenverein". Sein Sitz sollte in Leipzig sein. Im December schon erschien die erste Nummer der neuen Vereinszeitung „Neue Bahnen", die noch heute (halbmonatlich) erscheint.

Bereits im Herbst 1867 richtete der Allgemeine Deutsche Frauenverein eine Petition an den Reichstag des Norddeutschen Bundes, es möchte bei der Berathung über die Post- und Telegraphenverwaltung in Erwägung gezogen werden, daß die Frauen zuvor schon im Königreich Sachsen die Berechtigung zum Post- und Telegraphendienst besessen, daß daher dieselbe jetzt auf das Gebiet des Norddeutschen Bundes ausgedehnt werde. Auch an den in Hamburg tagenden Congreß der Volkswirthe richtete der Verein die Erinnerung, wenn der Congreß sich mit den Fortschritten der Volkswirthschaft beschäftige, möge er dabei nicht nur die Interessen der Arbeiter, sondern auch die der Arbeiterinnen im Auge haben. Im Juni 1867 hatte die erste Generalversammlung stattgefunden, im September 1868 folgte die zweite. Es waren Wanderversammlungen, die sich jährlich wiederholten und von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft Propaganda machen wollten. Wiederholt wendete man sich mit Petitionen an die sächsische Kammer, um für das weibliche Geschlecht eine vermehrte Anstellung der Lehrerinnen zu erlangen. In der Eisenacher Generalversammlung (Herbst 1872) wurde bereits ein Vortrag gehalten — und dieser von einem Manne —, daß mit dem bloßen Zulassen der Frauen zu den Universitäten in der Eigenschaft außerordentlicher Hörerinnen (wie es an der Universität Leipzig seit kurzem geschehen) der Sache nicht gedient sei; es bedürfe einer durchgreifenden wissenschaftlichen Bildung, damit man weibliche Aerzte, weibliche Anwälte, akademisch gebildete Lehrerinnen für die Töchterschulen erhalte. Diesem Vor-

trage spendete ein Pfarrer nicht nur Beifall, er sprach auch die Hoffnung aus, daß Frauen einstmals Predigerinnen würden, als die edelsten Trägerinnen der Religion.

Vorsichtiger war der Allgemeine Deutsche Frauenverein gegenüber wiederholten Anträgen, die bezeichnender Weise von Männern kamen, „sich gegen die Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten der Mode zu erklären". Die Versammlung erkannte solche Erklärung zwar als wünschenswerth an, traute sich aber auf diesem Gebiete keinen bahnbrechenden Einfluß zu und gab es auf, Zeit und Kraft an aussichtslose Aufgaben zu verschwenden. Ja, man verhöhnte diesen Antrag als die „Seeschlange aller Frauentage".

Allmählich erhielt der Verein Mittel, um Stipendien für studirende Mädchen zu gewähren, seit dem Jahre 1884 an zwei Studirende der Medicin in Zürich, später an zwei Mädchen, die sich zum Maturitätsexamen vorbereiteten. Auf eine Schenkung von 20000 Mark für diesen Zweck folgte im Jahre 1886 eine zweite in Höhe von 30000 Mark; vorher und nachher kleinere Summen; dann im Jahre 1888 eine Schenkung von 80000 Mark, die für ein später zu errichtendes Mädchengymnasium bestimmt wurde. Im Jahre 1888 richtete der Verein gleichlautende Petitionen an die deutschen Landesregierungen, damit den Frauen das Studium der Medicin an den Universitäten freigegeben und daß sie zu den erforderlichen Prüfungen zugelassen werden, sowie ferner, daß ein Gleiches für die Vorbereitung zum wissenschaftlichen Lehrberuf geschehe.

Hiermit ging aber die Wirksamkeit für nähere Ziele und elementarere Zwecke so sehr Hand in Hand, daß sich der Allgemeine Deutsche Frauenverein dem Lette-Verein durchaus verwandt fühlte und seit dem Jahre 1876 ein Cartell mit diesem

schloß, demzufolge die Generalversammlungen beider Vereine jährlich mit einander abwechselten.

III.

Wie nun dieser Leipziger Verein seinen Stolz darein setzte, ein Werk weiblicher Selbsthülfe zu sein, so hat sich neuerdings für den besonderen Zweck einer Einwirkung auf die öffentliche Meinung und auf die parlamentarischen Körperschaften ein eigener Frauenverein unter weiblicher Leitung gebildet, mit dem Namen „Frauenbildungs-Reform".*)

Die Sache, deren sich der Allgemeine Deutsche Frauenverein bereits zuvor angenommen, hat dieser neue Verein zu seiner ausschließlichen Aufgabe gemacht. Er steht auf dem Standpunkte, daß Handel, Gewerbe, Kunstgewerbe und Kunst als Erwerbsgebiete dem weiblichen Geschlechte bereits offen stehen. Das, was fehle, sei das weite Gebiet der wissenschaftlichen Berufe. Um diesen Mangel zu ergänzen, sei zweierlei nothwendig: erstens die Einrichtung von Unterrichtsanstalten, durch welche das weibliche Geschlecht für wissenschaftliche Berufe herangebildet wird; zweitens die staatliche Zulassung der also ausgebildeten Frauen zu solchen Berufsarten. Für ersteren Zweck seien nach dem Vorgange anderer Nationen Mädchen-Gymnasien und Hochschulunterricht (in einer eigenen Frauenhochschule oder in den bestehenden Universitäten) anzustreben. Als Mittel zur Förderung dieser Ziele betrachtet der Verein: Aufklärung der öffent-

*) Am 30. März 1888 gegründet, hatte er seinen Sitz zuerst in Weimar, neuerdings aber in Hannover.

lichen Meinung durch Wort und Schrift, durch Mittheilungen in der Tagespresse, durch Veröffentlichung von Flugblättern; Petitionen an Regierungen und Volksvertretungen deutscher Staaten; Ansammlung eines Fonds zur Beihülfe für ein Mädchenlyceum.

Der neue Verein hält den Zweck, das Studium der Wissenschaften dem weiblichen Geschlechte zu erschließen, für so groß und die Agitation in seinem Dienste für eine so schwierige Aufgabe, daß er die Verbindung desselben mit den anderen Zielen der Frauenfrage (nach dem Beispiele der älteren Vereine) ablehnt und sich ganz auf diesen einen Zweck concentrirt.*) In den bestehenden „Lyceen für Damen", wie sie seit Jahren oder Jahrzehnten in Berlin, Breslau, Köln, Leipzig, Prag und Wien bestehen, sieht der Verein Institute, die, trotz der Aehnlichkeit des Namens, ein ganz anderes Ziel als das seinige verfolgen; sie sind freie Vortragsinstitute, die für Damen (in erster Linie für Erwachsene) eine treffliche Gelegenheit zur erweiterten wissenschaftlichen Ausbildung nach verschiedenen Richtungen bieten, doch ohne den strengen Lehrplan und ohne den festen Lernzwang des Gymnasiums.

Der Verein begann seine Wirksamkeit alsbald nach seiner Gründung im Jahre 1888 mit einer Petition, welche er den Unterrichtsministerien von Preußen, Bayern, Württemberg vorlegte, behufs Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Maturitätsexamen an Gymnasien und Realgymnasien und zum Studium auf Universitäten und Hochschulen. Im Juni 1889 folgte eine Petition, die an die Unterrichtsministerien sämmtlicher übrigen

*) Es gibt an bemerkenswertheren Frauenbildungs- und Frauen-Erwerbsvereinen in einundzwanzig Städten des Deutschen Reiches je einen, in Berlin, Leipzig, Breslau, Frankfurt a. M. zwei und mehrere.

deutschen Staaten gerichtet wurde. Eine dritte Petition wurde am 10. Mai 1890 an den Reichstag abgesandt. In dieser wurde deutlicher als in den voraufgehenden Petitionen betont, daß die in Deutschland bestehenden Verhältnisse sowie die Natur des weiblichen Geschlechts es als thöricht erscheinen lassen würden, die Zulassung der Frauen zur Ausübung aller Berufe zu fordern. Eine ehrliche Reformbewegung werde immer nur das ins Auge fassen, was den gegebenen Umständen entspreche, und was wirklich erreichbar sei. Hierhin gehöre vor allem die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Eine vierte Petition wurde im Januar 1891 an die Landtage der deutschen Staaten gesandt, um die Errichtung von Mädchengymnasien, Einführung von Maturitätsprüfungen, Zulassung zum Universitätsstudium zu erbitten.

IV.

Im Reichstage wurde über die Petition in den ersten Monaten des Jahres 1891 verhandelt. Im Namen der verbündeten Regierungen wurde am 16. Januar in der Petitionscommission der Standpunkt dargelegt, auf dem die Reichsregierung auch gegenwärtig noch steht. Nach den Vorschriften der Gewerbeordnung stehe der Zulassung weiblicher Personen zur Ausübung der ärztlichen Praxis ein Hinderniß an sich nicht entgegen; thatsächlich werde jedoch den Frauen der Zugang zum ärztlichen Beruf dadurch abgeschnitten, daß es ihnen durch die heutige Organisation der höheren Unterrichtsanstalten unmöglich gemacht sei, diejenigen Bedingungen zu erfüllen, von denen die Zulassung zur ärztlichen Staatsprüfung abhängt. Die Ge-

staltung des Unterrichtswesens aber gehöre nicht zu den Aufgaben des Reiches und sei der unmittelbaren Einwirkung desselben entrückt.

Gleichwohl waren es nur zehn gegen acht Stimmen der Petitionscommission, welche dem Reichstage empfahlen, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen. Auch zeigte sich bei der Verhandlung im Plenum des Reichstages am 11. März 1891, daß Seitens der Gönner der Petition mannigfaltige Gesichtspunkte geltend gemacht wurden, die dem Standpunkte der Reichsregierung sich entgegenstellten. So wurde aus der amtlichen Interpretation der Gewerbeordnung zu Gunsten der Zulassung weiblicher Aerzte die positive Folgerung gezogen, es sei Pflicht der verbündeten Regierungen, solche Bestimmungen für den ärztlichen Befähigungsnachweis zu schaffen, wie sie auch die Frauen erfüllen können; sonst handelten die Regierungen entgegen der gesetzlichen Vorschrift, welche die Gleichberechtigung beider Geschlechter für den ärztlichen Beruf anerkenne. Es wurde ferner als zweifellos bezeichnet, daß das Reich competent sei, wenn auch nicht für die übrigen Staaten des Reiches, so doch für Elsaß-Lothringen Einrichtungen zu treffen, die den Frauen das Universitätsstudium in der Medicin und in anderen Zweigen des Wissens ermöglichen. Drittens wurde dem Bundesrath empfohlen, dem Besuche auswärtiger Universitäten (etwa derjenigen von Zürich) kraft seiner Dispensationsbefugniß für den Zweck der ärztlichen Staatsprüfung von Frauen die gleiche Wirkung beizulegen, wie dem Besuche reichsdeutscher Universitäten, ja, es wurde gesagt, das Reich sei für Alles competent, wofür es mit seiner Gesetzgebung competent sein will. Es komme nur auf einen entsprechenden Akt der Gesetzgebung an.

So sehr die Argumente den juristischen Bedenken ausgesetzt sein mochten, so war wohl richtig darin die Empfindung, daß

die Hindernisse des Rechts mit den sachlichen Hindernissen zusammenhingen, die wiederum den verschiedenen Ansichten von der erstrebten Reform entsprangen. In dieser Hinsicht wurde namentlich von der äußersten Linken des Reichstages her energisch eingegriffen, und zwar mit folgenden Erwägungen. Es sei eine große Täuschung, wenn man meine, es seien einzelne Agitatoren, die solche Fragen aufs Tapet brächten. Es handle sich vielmehr um eine schwerwiegende sociale Frage. In weiten Frauenkreisen bestehe das Bedürfniß nach socialer Selbständigkeit. Einzig die Thatsache, daß wir nach der letzten Volkszählung im Reiche über eine Million weiblicher Reichsangehöriger mehr haben, als Männer, zwinge eine Menge von Frauen, die nicht in die Lage kommen, ihren sogenannten Naturberuf als Hausfrauen und Mütter zu erfüllen, sich eine selbstständige Lebensstellung zu erobern.

Namentlich in den gebildeten Classen treffe das zu; sie können nicht heirathen und wollen doch existiren. Für diese Classen sei die vorliegende Frage besonders wichtig; die eigentlichen Proletarierinnen seien es nicht, die gerade diese Frage anregen. Sie fordern vor allem, das Studium auf den Universitäten gleich den Männern absolviren zu können; sie wollen ihre Kräfte in höheren Berufen für die Gesammtheit nützlich und für ihre Person vortheilhaft verwenden können. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werde diese Forderung dringender; immer größer werde die Zahl der Frauen in den höheren Classen der Gesellschaft, welche diese Zulassung verlangen. Ein erheblicher Theil der jungen Männerwelt, die sich heute dem Studium widmet und nur deshalb widmet, weil es ihr so standesgemäß erscheint, thäte besser, den Universitäten fern zu bleiben, denn das, was sie dort thun, habe wenig mit höherem Streben und dem Verlangen nach höherer Bildung zu schaffen. Schließlich

bestehen sie nothdürftig ein Examen, um dann in vielen Fällen als unfähige Leute in den Dienst des Staates und der Commune zu treten. Wenn diesen Herren durch die weibliche Concurrenz ein Stachel gegeben würde, sich etwas mehr ihres Studiums zu befleißigen, so wäre das allein schon ein großer Vortheil, der durch die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium erreicht werden würde.

Gegen die Sittlichkeits- und Anstandsbedenken, die sich namentlich gegen das medicinische Studium der Frauen richten, wurde von derselben Seite bemerkt, wie man doch absolut nichts dagegen einzuwenden habe, daß alljährlich Tausende und Abertausende von Frauen zu Krankenpflegerinnen ausgebildet werden. Eine Krankenpflegerin aber werde ebenso sehr in die Geheimnisse des menschlichen Körpers eingeweiht, wie eine Studirende der Medicin. Ja gerade die katholische Kirche sei es, die sich rühmt, viele Krankenpflegerinnen auszubilden. Dem stünden die strengen Gelübde der Kirche durchaus nicht im Wege. Auch seien in anderen Ländern längst Erfahrungen gemacht; in den Vereinigten Staaten von Amerika gebe es bereits dreitausend weibliche Aerzte, und die Erfahrungen dort, in der Schweiz, in anderen Ländern rechtfertigten die Befürchtungen nicht.

Nachdem nun die Mehrheit des Reichstages die Petition abgewiesen hatte, erfolgte bereits einen Monat später, am 18. April 1891, eine neue Petition. Es war eine Replik auf den an die Petenten gelangten Bescheid der Reichsregierung, und eine nicht ungeschickte Replik. Aus der Behandlung der Petition durch die Regierungen der Einzelstaaten hätte man, wurde darin gesagt, die Ueberzeugung der Regierungen entnommen, der Einzelstaat könne für die vorliegende Reform nicht wohl die Initiative ergreifen. Dem entgegen verweise nun die Motivirung des Reichstagsbescheides wieder auf die

Einzelstaaten als die competenten Stellen. Um dieses Dilemma zu durchbrechen, beantragt die neue Petition, die Bekanntmachung des Bundesrathes vom 2. Juni 1883, durch welche die ärztlichen Prüfungen geregelt sind, durch einige Ergänzungsbestimmungen zu vervollständigen, und zwar des Inhalts, daß erstens Seitens aller Bundesstaaten wenigstens ein Gymnasium und Seitens derjenigen Bundesstaaten, die Universitäten besitzen, auch eine Universität zu bezeichnen sei, bei denen Personen weiblichen Geschlechts zur gymnasialen Reifeprüfung bezw. zur ärztlichen Prüfung zugelassen sind; daß zweitens weibliche Studirende vorläufig ohne besonderen Dispens das Studium der Medicin an solchen schweizerischen Universitäten absolviren können, welche Seitens der Reichsregierung für das medicinische Studium den heimathlichen Universitäten gleichgestellt sind; daß drittens weibliche Studirende, die ausschließlich an solchen schweizerischen Universitäten studirt haben, von der ärztlichen Vorprüfung befreit werden. Durch diese Vorschläge wollte man den Bedenken der Reichsregierung hinsichtlich ihrer Competenz gegenüber den Landesregierungen aus dem Wege gehen, indem man das Verlangen nach Einrichtung von Mädchengymnasien und nach der Zulassung weiblicher Studirender zu den deutschen Universitäten zurückstellte.

Ein Erfolg ist durch diese und wiederholte Petitionen bei der Reichsregierung bisher nicht herbeigeführt worden. Als am 6. Februar 1894 im Reichstag der Abgeordnete Prinz Schönaich-Carolath bei der Etatsberathung den Bundesrath darüber interpellirte, als er darauf hinwies, wie das Interesse für diese Frage seit den letzten zwei Jahren zugenommen habe, daß in Berlin inzwischen ein Mädchengymnasium gegründet sei, daß es keine Parteifrage mehr sei, daß vielmehr Männer von rechts und links für die Sache sich ausgesprochen haben, da gab der

Vertreter des Reichskanzlers die Antwort, die das wiederholte, was von dieser Stelle her schon im Jahre 1891 gesagt worden war, daß nämlich von Reichswegen dafür nichts gethan werden könne, daß die erforderlichen Maßregeln Sache der Landesgesetzgebung und Landesverwaltung wären.

V.

Unterdessen waren aber mehrere Landtage deutscher Staaten aus Anlaß der Petitionen dem Gegenstande näher getreten — die Landtage von Sachsen-Weimar, von Württemberg, Baden und Preußen. In Sachsen-Weimar beschäftigte sich am 19. März 1891 der Landtag mit der Petition und verwarf den Antrag seines Petitionsausschusses, das Gesuch an die Großherzogliche Staatsregierung zur Kenntnißnahme abzugeben. Der eine Redner meinte, die Männer reize an den Frauen die Gefühlswärme, die Naivetät und Frische, die sie vor den frühzeitig überarbeiteten und frühgereiften Männern voraus haben, und der Reiz, den sie durch diese Eigenschaften auf die Männer üben, würde unwiederbringlich verloren gehen, wenn dieses Anmuthendste an ihnen durch die Erziehung vernichtet werden würde. Die Folge dessen, was die Frauen erstreben, würde nur eine Zunahme der Heirathsunlust der Männer sein und daher eine Zunahme der Ehelosigkeit der Frauen. Was heute die Frauen erstreben, könne erst in einem künftigen socialistischen Staate verwirklicht werden, der auch die Ehe abschaffen wolle, u. dergl. m. Der Chef des Cultusministeriums sagte, diese Frage werde nicht im Großherzogthum Weimar entschieden, sondern — wenn sie einmal zur Entscheidung kommt — wird

sie von der Gemeinschaft der deutschen Regierungen und von der gemeinschaftlichen Volksvertretung geregelt werden. Er, der Minister, würde der Letzte sein, der aus dem Schulwesen des Großherzogthums und aus der Landesuniversität Jena eine Versuchsstation für die deutsche Frauenbewegung machen möchte.

Die Behandlung der Petition in der württembergischen Kammer war etwas freundlicher. Zunächst war in der Commission ein höheres Maß von Geneigtheit vorhanden, den Wünschen der Petenten entgegenzukommen. Sie beantragte einstimmig, die Bitte um Freigebung des Studiums der Medicin an Frauen der Staatsregierung zur Kenntnißnahme zu übergeben, derselben zugleich die Frage zur Erwägung zu empfehlen, wie etwa die Zulassung der im Auslande geprüften Aerztinnen im Deutschen Reich sich ermöglichen lasse, dagegen über die Bitte um das weibliche Universitätsstudium für höhere Lehrzwecke zur Tagesordnung überzugehen. Aus den Verhandlungen der Kammer ist die Rede des Kanzlers der Universität Tübingen hervorzuheben, welcher über das bisherige Verhalten seiner Universität zu dem Frauenstudium berichtete. Die Frage sei zuerst im Jahre 1873 an sie herangekommen, nachdem die Verordnung der russischen Regierung dem Studium von Russinnen an der Universität Zürich entgegengetreten war. Als sich damals einzelne Russinnen nach Tübingen wendeten, habe man sie einfach abgewiesen. Als später einmal eine deutsche junge Dame, die Philologie studiren wollte, ihr Gesuch einreichte, „haben wir mit Bedauern die Consequenz gezogen, daß, wenn das Eine nicht gehe, das Andere auch nicht zu gewähren sei“. Es sei auch die Hauptfrage, die Frage des medicinischen Frauenstudiums, wieder angeregt worden; indessen sei sie mit der Erwägung abgethan, theils daß kein Platz dafür in den Instituten von Tübingen übrig sei, theils daß eben dasselbe Zart=

gefühl, um dessentwillen weibliche Aerzte verlangt werden, ein gemeinsames Studium der Medicin für beide Geschlechter verbiete; man müßte also Parallelinstitute für weibliche Studirende der Medicin schaffen, die wiederum unverhältnißmäßige Kosten verursachen würden. Der Unterrichtsminister knüpfte an diese Darlegungen an und trat noch bestimmter den Wünschen der Commission entgegen, die das medicinische Frauenstudium begünstigten. Dagegen traten mehrere Abgeordnete warm für die Sache ein.

In der badischen Kammer war der Erfolg der Petition abermals ein größerer. Hier schlug die Petitionscommission folgende Resolutionen vor, die auch im Plenum zur Annahme gelangten: Das in der vorliegenden Petition hervortretende Streben der Frauen nach Erweiterung ihrer Erwerbsfähigkeit, insbesondere durch Erschließung einzelner auf wissenschaftlicher Vorbildung beruhender Berufe, sei gerechtfertigt und erfüllbar; keinenfalls dürfe aber der Frau ein Beruf unter leichteren Bedingungen zugänglich gemacht werden, als dem Manne; daher müsse für alle gelehrten Berufe das Maturitätsexamen gefordert werden. Zur Ablegung dieser Prüfung können Inländerinnen dem Examen an einem der bestehenden Gymnasien zugewiesen werden. Dagegen sei die Schaffung von Mädchengymnasien zur Zeit ebenso unthunlich, wie die Zuweisung von Mädchen zum Unterricht an den bestehenden Knabengymnasien. Der Besuch von Vorlesungen an der Universität könne auch fernerhin ausnahmsweise und widerruflich solchen Frauen gestattet werden, bezüglich deren die Facultät es für zulässig erklärt. Der Besuch der Vorlesungen sei denjenigen Inländerinnen zu gestatten, welche das Abiturientenexamen abgelegt haben und im Uebrigen den für die Studirenden geltenden Erfordernissen genügen.

In der Debatte über diesen Gegenstand sprach sich ein Mitglied des badischen Centrums (der jetzige Präsident des Reichstages) dafür aus, daß der Frau ein Wirkungskreis in dem ärztlichen Berufe eingeräumt werde. Der Vertreter des Ministeriums erinnerte daran, daß er schon zwei Jahre zuvor in der Kammer erklärt habe, wie die Regierung den Bestrebungen nach Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau auch in der Richtung wissenschaftlicher Ausbildung und Wirksamkeit ihr volles Wohlwollen entgegenbringe, da sie die sociale Bedeutung dieser Frage wohl zu würdigen wisse; wie sie dem Studium der Frauen bisher im Einzelfalle jede Förderung habe angedeihen lassen, soweit dies ohne principielle Regelung (für welche die Frage noch nicht reif schien) möglich sei. Der Standpunkt der Regierung weiche nicht wesentlich von dem Standpunkte der Commission ab. Allerdings stünde eine Reihe erheblicher Schwierigkeiten im Wege. — Besonders warm trat für die Petition der langjährige Führer der liberalen Partei in Baden, Präsident Kiefer, ein, der die von der Regierung betonten Schwierigkeiten nicht anerkennen wollte.

VI.

An das preußische Abgeordnetenhaus gelangte die Petition am 18. Juni 1891 mit dem Antrage der Petitionscommission, das Begehren nach Zulassung zum Maturitätsexamen der Erwägung der Staatsregierung zu überweisen. Der Antrag wurde darnach aber von der Tagesordnung abgesetzt und an die Commission zurückverwiesen. Darauf beschäftigte sich im März 1892 das Abgeordnetenhaus mit demselben Gegenstande. Inzwischen

war auch eine Petition des Berliner Vereins „Frauenwohl" eingegangen. Die Commission stellte dieses Mal (gegen eine einzige Stimme) den Antrag: über die Petitionen, soweit sie die Errichtung eines Mädchengymnasiums und die Zulassung zum philosophischen Studium betreffen, zur Tagesordnung überzugehen, dagegen soweit sie die Zulassung zum medicinischen Studium und die Erlaubniß zur Ablegung des Maturitätsexamens an einem Gymnasium beantragen, dieselben der königlichen Staatsregierung zu überweisen.

Diesen Antrag nahm die Mehrheit des Abgeordnetenhauses in der Sitzung vom 30. März 1892 an. Der Berichterstatter betonte das Bedürfniß nach weiblichen Frauenärzten, wies aber ein weitergehendes Verlangen nach wissenschaftlichen Berufsarten und Studien zurück. Der Vertreter der Regierung sagte, daß in den Bestrebungen der Bittstellerinnen Manches anerkannt werden müsse. Das Verlangen nach Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau sei bei den gegenwärtigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus berechtigt; er könne aber auch versichern, daß der Unterrichtsminister sie eifrig fördere und desgleichen seine zuständigen Räthe. Auch das könne eingeräumt werden, daß in weiten Kreisen Frauen und Mädchen ärztliche Hülfe in manchen Fällen lieber von einer Frau als von einem Manne begehrten, und daß daher eine Erweiterung der dazu nöthigen Fähigkeiten der Frauen erwünscht wäre. Falsch aber sei der Gedanke, daß die Mädchen ihren Bildungsgang auf ganz demselben Wege zu nehmen haben, wie die heranwachsende männliche Jugend. Dazu befinde sich der bestehende Knabenunterricht heutzutage selber viel zu sehr in einem Uebergangszustande, als daß man ihn zur Norm für neue Mädchenschulen machen dürfe. Es sei also Pflicht der Unterrichtsverwaltung, entsprechende eigenthümliche Wege für die Mädchen zu suchen;

dazu aber gehöre eine besonnene Prüfung. In der Debatte war es ein namhaftes Mitglied der conservativen Partei (Stöcker), welches erklärte, man müsse der deutschen Frauenbewegung für Erweiterung des weiblichen Berufes das Zeugniß geben, daß sie unter allen Völkern die maßvollste, besonnenste und ruhigste ist. Es sei gewiß richtig, wenn man den Grundsatz aufstellte, die Frau gehöre ins Haus; aber obwohl diesem Grundsatz willfahrt werde, bleiben doch Tausende und Abertausende von gebildeten Frauen zurück, welche einen Beruf suchen und keinen finden. Man stehe vor einem Nothstand, den man durch bloßes Abweisen nicht beseitigen könne. Für diese Tausende von Frauen müssen die Schranken des weiblichen Erwerbs erweitert werden; und da bieten sich zweierlei Thätigkeiten dar — die höhere Schule und der ärztliche Beruf. Lehrerinnen bis in die obersten Classen unterrichten zu lassen, habe sich vollkommen bewährt. Das zweite Feld ist die ärztliche Praxis an Frauen und Kindern. Daß die Schwierigkeiten des ärztlichen Berufes die Kraft der Frau übersteigen, sei unrichtig. Was Diakonissen, barmherzige Schwestern, Hebammen leisten, zeige, was auf diesen Gebieten eine Frau zu leisten vermag. Die Schwierigkeiten liegen in der Ausbildung zu den studirten Berufsarten. Ein gemeinsames medicinisches Studium von Studentinnen und Studenten sei etwas Unmögliches nach den deutschen Begriffen von der Scheidung der Geschlechter. Vielleicht könnte man an Krankenhäuser Akademien anschließen, wo Frauen für den ärztlichen Beruf ausgebildet werden.

Welchen Fortschritt seit jenen Debatten die Angelegenheit gemacht hat, zeigte sich in den Verhandlungen der Unterrichtscommission des preußischen Abgeordnetenhauses zu Anfang Juli 1895. Hier lagen zwei neue Petitionen vor, deren eine die Ablegung der Reifeprüfung für die Universität, sowie den Besuch

der preußischen Universitäten und die Zulassung zu den Staatsprüfungen wünschte; deren andere Zulassung zum Studium der Medicin, zur Staatsprüfung, sowie zur Ausübung der ärztlichen Praxis an Frauen und Kindern verlangte. Der Berichterstatter (ein Mitglied des Centrums) erwähnte mit Anerkennung die Verordnung des Unterrichtsministeriums vom 31. Mai 1894, welche die Beschäftigung von Lehrerinnen in den oberen Classen der höheren Mädchenschulen zu fördern sucht, den Lehrerinnen auch die Befugniß zur Ablegung einer Oberlehrerinnenprüfung verleiht. Für den weitergehenden Wunsch nach Ausübung des ärztlichen Berufes an Frauen und Kindern spreche Vieles; die Voraussetzungen dafür aber seien immer noch verwickelte. Aehnlich stehe es mit dem Verlangen nach anderen Studien und Prüfungen. Referent beantragt, die Petitionen der Staatsregierung zu weiterer Erwägung zu überweisen. Der Vertreter der Regierung führte darauf aus: Die hier erörterten Fragen seien innerhalb der Staatsregierung Gegenstand fortgesetzter Erwägung. Neben dem erwähnten Rescript vom 31. Mai 1894 sei in einzelnen Fällen die Zulassung von Mädchen zur Gymnasialreifeprüfung gewährt worden. In der philosophischen Facultät der Universitäten, vorzugsweise in Göttingen und in Berlin, seien Frauen zum Anhören von Vorlesungen Seitens der Universitätsrectoren mit Genehmigung des Ministeriums und der betreffenden Docenten zugelassen, ohne daß sich irgend welche Mißstände daraus ergeben hätten. Bezüglich der medicinischen Facultät sei die Zulassung zu einzelnen Vorlesungen nicht zu empfehlen. Dagegen komme hier die Zulassung zum ordnungsmäßigen Studium in Frage, da die Bestimmungen der Gewerbeordnung nach Auffassung der maßgebenden Reichsbehörden der Zulassung von Frauen zur ärztlichen Approbation nicht entgegenständen. Etwas Abschließendes lasse sich weder in

dieser noch in anderen Beziehungen sagen, da die Schwierigkeit der Frage besondere Vorsicht erfordere. — Die Unterrichtscommission des Abgeordnetenhauses schloß sich dem Antrage ihres Berichterstatters an.

VII.

Mittlerweile sind aus privaten Kräften in Carlsruhe, Leipzig und Berlin Mädchengymnasien ins Leben gerufen worden.

Der uns bekannte Verein „Frauenbildungs-Reform" hat am 16. September 1893 zu Carlsruhe ein von ihm begründetes Mädchengymnasium eröffnet und damit die zweite, positive Hälfte seines Programms, neben seiner agitatorischen Thätigkeit, verwirklicht.

Die Wahl traf auf Carlsruhe, weil die badischen Staatsbehörden und der badische Landtag in hervorragender Weise ihr Wohlwollen für die Reform bekundet hatten. Die Carlsruher Stadtbehörde bewies ihrerseits ein freundliches Entgegenkommen auch durch die That, indem sie ein geeignetes Schullocal gewährte. Mitglieder des badischen Oberschulrathes wohnten neben den Vertretern der Stadt und der Carlsruher Unterrichtsanstalten dem Einweihungsacte bei.

Das Mädchengymnasium verfolgt den Zweck, Mädchen dieselbe Schulbildung zugänglich zu machen, die den Knaben auf den humanistischen Gymnasien geboten wird. Der Lehrplan nähert sich dem Lehrplan des Knabengymnasiums, aber seine Verschiedenheit ist darin begründet, daß man den Eltern nicht zumuthen kann, die Entscheidung über den Bildungsgang ihrer Töchter zu früh zu treffen. Daher nimmt das Mädchen-

gymnasium Schülerinnen nicht vor vollendetem zwölften Lebensjahre auf und setzt voraus, daß die Aufzunehmenden einen sechsjährigen Schulbesuch auf einer höheren Töchterschule hinter sich haben. Das Schulgeld ist auf zweihundert Mark für das Jahr festgesetzt. Das neue Institut beginnt mit einer Uebergangsclasse, in welcher die vorhandenen Kenntnisse, die dem normalen Erfolge des mehrjährigen Besuches einer höheren Töchterschule entsprechen, so weit vertieft und ergänzt werden, daß die Schülerinnen die Kenntnisse erwerben, welche auf den Knabengymnasien beim Eintritt in die Obertertia vorausgesetzt werden. Eine Ausnahme macht das Griechische. Dieses Fach bleibt, weil in der Uebergangsclasse mit dem Lateinischen begonnen wird, der folgenden Classe vorbehalten, um die Ueberbürdung mit zwei neu zu beginnenden Sprachen zu vermeiden. Der Stundenplan ist so geordnet, daß der wissenschaftliche Unterricht nur die Vormittagsstunden von 9—12 oder 9—1 in Anspruch nimmt. Gegenüber den Einwendungen, daß den jungen Mädchen Anstrengungen zugemuthet werden, die ihren Jahren und ihrem Geschlechte unerträglich sein müssen, wird betont, daß, soweit die Erwachsenen in Betracht kommen, die üblichen Beschäftigungen der Töchter der „besseren Stände", sei es, daß sie — die Mehrzahl — an dem geselligen Leben sich betheiligen, oder daß sie etwa Lehrerinnenseminare besuchen, weit anstrengendere sind. Von den Töchtern der unteren Stände gar nicht zu reden. Soweit es aber die Jahre von 12—16 sind, so treffen die Bedenken die jetzige höhere Töchterschule noch weit mehr. Was schwächliche Mädchen, aber auch Knaben, in diesem Alter nicht ertragen können, ist die Schulluft, nicht die Schularbeit. Die Schulluft aber ist in Töchterschulen wegen der größeren Ueberfüllung schlechter als sie in einem Mädchengymnasium sein kann, zumal so lange dieses auf eine Aus-

nahmestellung beschränkt ist wie auf absehbare Zeit erwartet werden muß. Im Uebrigen sollen schwächliche Wesen, welche den Anforderungen physisch oder psychisch nicht gewachsen sind, nicht zu Anstrengungen gezwungen werden, denen sie unterliegen würden.

Das gleichfalls in den letzten Jahren entstandene Mädchengymnasium zu Berlin unterscheidet sich von dem Carlsruher dadurch, daß seine Schülerinnen die höhere Töchterschule absolvirt haben, daß hier also erwachsene Mädchen im Laufe von drei bis vier Jahren das ganze Pensum an Gymnasialbildung nachholen, welches neben dem in der höhern Töchterschule Gelernten erforderlich ist, um der Maturitätsprüfung zu genügen. Auch diese Schule ist aus den Kräften freier Gemeinnützigkeit entstanden, jedoch in diesem Falle durch Verbindung mannigfaltiger Kräfte. Der (Leipziger) Allgemeine deutsche Frauenverein hat eine Freistelle gestiftet; für eine fernere Freistelle hat eine begüterte Dame siebentausend Mark gespendet, für ein Universitätsstipendium eine andere Dame zwanzigtausend Mark. Es hat sich unter dem Vorsitz des Prinzen von Schönaich-Carolath eine „Vereinigung zur Veranstaltung von Gymnasialcursen für Frauen“ gebildet. Der erste Cötus begann im October 1893 mit 15 Schülerinnen (in den Räumen der Charlottenschule). Der Stundenplan des ersten Semesters enthielt sieben Fächer mit 20 wöchentlichen Stunden (2 Deutsch, 6 Latein, 4 Griechisch, je 2 Englisch und Französisch, Geographie und Naturbeschreibung). Der Unterricht im Englischen und Französischen wird durch Damen, der übrige Unterricht durch Gymnasiallehrer gegeben, wie auch an der Spitze ein früherer Gymnasialdirector steht. Mit Mathematik wird erst im zweiten Semester (3 Stunden) begonnen, desgleichen mit Geschichte. Sämmtliche Lectionen sind auf die Nachmittagstunden gelegt.

Nach Beendigung des ersten Jahrescurses sind einige der besten Schülerinnen ausgeschieden, um sich die in Zürich gewährten leichteren Vorbereitungsbedingungen zu Nutze zu machen. Als Zeitdauer des Cursus bis zur Erreichung der Maturität ist eine Frist von sieben Semestern in Aussicht genommen. Nicht die Zahl, wohl aber die Qualität der Schülerinnen ist bemerkenswerth. Wir hörten vorhin schon, daß in der Unterrichtscommission des preußischen Abgeordnetenhauses der Vertreter des Ministeriums im Sommer 1895 mittheilte, das Ministerium habe in mehreren Fällen die Erlaubniß zur Ablegung der Maturitätsprüfung an Mädchen ertheilt. Zu Anfang des Jahres 1896 ist dies zu Gunsten der ersten sechs Abiturientinnen des Berliner Mädchengymnasiums geschehen.*)

Eine nicht gleichartige, aber doch nahe damit zusammenhängende Erscheinung der letzten Jahre auf diesem Gebiete ist die Einrichtung von Fortbildungscursen für Lehrerinnen in Göttingen seit Ostern 1893. Aehnliches ist auch an andern Orten (namentlich in Berlin durch das Victoria-Lyceum) geschehen, aber kaum an einem anderen Orte in so naher Verbindung (obwohl ohne jeden amtlichen Zusammenhang) mit der Universität, wie in Göttingen. Entsprungen, wie die Mädchengymnasien, aus freier Initiative gemeinnütziger Kräfte, dieses Mal durch den Verein für das höhere Mädchenschulwesen, knüpft die Veranstaltung der Fortbildungscurse für Lehrerinnen an das Vorhandene insofern enger an und tritt auf festeren Boden, als ihr Zweck durch die Verordnung des preußischen Unterrichtsministeriums vom 31. Mai 1894 sichergestellt ist.

*) Nähere Mittheilungen sind zu finden in dem Aufsatze „Unsere ersten Abiturientinnen" von Helene Lange, in der von dieser Dame herausgegebenen Zeitschrift „Die Frau" (Monatsschrift für das gesammte Frauenleben unserer Zeit), 3. Jahrgang, 8. Heft, Mai 1896.

Um für jene höheren Leistungen im weiblichen Lehrfache tauglich zu machen, welche durch diese Verordnung in Anspruch genommen werden, sind die Curse eingerichtet. Sie erstrecken sich auf Geschichte der Philosophie, Psychologie, Kirchengeschichte, alte Geschichte, mittelalterliche und neue Geschichte, Geographie, deutsche, französische, englische Grammatik und Literatur. Sie werden (nach freiem Uebereinkommen) ausnahmslos von den Professoren der Göttinger Universität gehalten. Die Zuhörerschaft bilden in erster Reihe Lehrerinnen, die bereits an höheren Töchterschulen Jahre lang gewirkt haben; sie sind eine Auslese der Strebsamsten und Tüchtigsten in diesem Kreise. In zweiter Reihe sind es Damen, die aus allgemeinem Bildungsinteresse an einzelnen Cursen Theil nehmen.

Der bisherige Gang dieser Fortbildungscurse, die jetzt bald vierjährige Dauer derselben, theilweise der Erfolg der Staatsprüfungen, die zu Berlin abgehalten wurden, scheinen eine gute Aussicht für ihre Zukunft zu eröffnen.

VIII.

Empfängt man nun schon aus den geschilderten Erscheinungen der letzten Jahre den Eindruck, als trete die deutsche Frauenbewegung in ein Stadium von entschiedeneren Erfolgen und überzeugenderer Kraft, so ist namentlich ihr Triumph in der Versammlung des evangelisch-socialen Congresses zu Erfurt (1895) ein bedeutsames Ereigniß, da sie wie mit einem Schlage dort ein erhebliches Stück des vorherrschenden Widerstandes überwunden zu haben scheint. Wenn man, wie ich in diesem

Augenblick, sich durch eine beträchtliche Masse dieser Agitationsliteratur hindurchgelesen und neben dem geringen Genuß, den eine derartige Lectüre dem Leser immer bereitet, vielfach gerade die negativen Eigenthümlichkeiten einer weiblichen Literatur dieser Gattung empfunden hat, so besitzt man ein Gefühl desto lebhafterer Anerkennung, freilich auch einen dankbaren Hintergrund für eine Leistung wie jenen Vortrag, durch den Frau Elisabeth Gnauck-Kühne auf dem evangelisch-socialen Congreß den stürmischen Beifall einer zahlreichen, überwiegend aus Pastoren bestehenden Versammlung gewonnen hat. Es ist das Eigenartige solcher neuen Bewegungen, daß abstracte Erörterungen mühsam zum Ziele gelangen, daß sie immer nur einen kleinen Kreis überzeugen, ja daß sie selbst Diejenigen zunächst nicht gewinnen, deren berufsmäßige Pflicht ein unbefangenes Urtheil sein sollte. Bis dann eine Thatsache kommt und mit ihrer zwingenden Gewalt die Ueberzeugungskraft entfaltet, die allen vernünftigen Gründen so lange gefehlt hat. Die Thatsache in diesem Falle war das Auftreten einer deutschen Frau mit so viel Sachkenntniß, Scharfsinn, Begeisterung und doch zugleich mit so viel Geschmack, Feinheit und Anmuth der Rede, daß dieses Ereigniß für sich allein überzeugte. Das in Deutschland weithin noch allmächtige Gespenst der russischen Nihilistin oder der amerikanischen Emancipationsdame war in jenem Augenblicke auf einmal zerstoben. Hier stand dasjenige leibhaftig, wovon die Leute erzählt hatten, die jenseit der Berge gelebt und gelernt, und wozu die Anderen daheim so lange ungläubig die Köpfe geschüttelt hatten. Unter den nahezu tausend Zuhörern schwieg der Widerspruch, oder das Wenige, was sich davon hervorwagte, kleidete sich in eine Umschreibung dessen, was die Rednerin selber besser gesagt, oder trat in Gestalt von

allerhand Bedenken auf, deren Begründung hinter dem hellen Geiste der Rednerin zurückblieb.*)

Es war auch vergeblich, einen etwaigen Unterschied zwischen den wesentlichen Zielen der seit einem Menschenalter in Deutschland thätigen Frauenbewegung und den Zielen der Rednerin zu behaupten. Der sachliche Unterschied, wenn davon überhaupt geredet werden konnte, war gering; der in der That etwa vorhandene Unterschied lag in der Form, lag in der Anordnung des Gegenstandes, in der Klarheit der Gründe und der Forderungen. Auch das ästhetisch-romantische Element, welches etwas stärker hervortrat, war doch nur ein berechtigtes Mittel rednerischen Schmuckes und wirksamer Zuspitzung für den gegebenen Zweck und für die anwesenden Hörer.

In den Tageszeitungen entstand daher ein Streit darüber, ob hier etwas Neues gesagt sei gegenüber der so viel älteren Bewegung, welche wesentlich von liberaler Seite unterstützt worden war. In der That löst sich dieser Gegensatz in das Zugeständniß auf, daß hier eine so lange als fortschrittlich oder radical angesehene Reformbewegung Beifall fand in einer Versammlung von Männern (und Frauen), die sich ihrer Mehrzahl nach conservativ nennen und es zum großen Theil auch sind. Daß hierbei freilich jene Kreuzung von kirchlich-conservativen und social-radicalen Elementen mitbetheiligt war, welche neuer-

*) „Es ist für die Männer beschämend, daß fraglos die bedeutendste und zwar formell wie inhaltlich bedeutendste Leistung, das, was dem ganzen heurigen Congreß das Colorit, die entscheidende Stimmung gab, von einer Frau dargeboten worden ist; beschämend zumal für Diejenigen, welche . . . . schwerste Bedenken gegen das Auftreten einer Frau ausgesprochen haben." So lauten die Worte eines Theilnehmers am Congresse, der eine treffliche Kritik desselben in der Zeitschrift „Die Wahrheit" (Nr. 43, 1895) geliefert hat.

dings in Deutschland eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, wird sich nicht leugnen lassen. Aber das Eine ist nur ein relativer Widerspruch zum Anderen, und die hauptsächliche Thatsache bleibt eben die, welche wir hervorgehoben haben. Es kann einer Reformbewegung nichts willkommener sein, als wenn Links und Rechts sich um ihre Autorschaft streiten — dann pflegt der Augenblick gekommen zu sein, da die Ecclesia pressa sich in eine Ecclesia triumphans verwandelt.

Weil nun aber mit diesem Referate die beste Darstellung von dem Inhalte der deutschen Frauenbewegung gegeben ist, die ich habe finden können, so mag sie hier in Kürze wiedergegeben sein.

Die Frauen der unteren Classen gelangen in relativ größerer Zahl zur Eheschließung, als die Frauen der höheren (mittleren) Classen, und damit zur Erfüllung ihres Berufes in der Familie. Sie sind aber daneben vielfach in der Industrie und sonst in Lohnarbeit beschäftigt. Daher leiden sie durch Ueberlastung mit Arbeit. Im Gegensatz zu ihnen leiden die Frauen der höheren Classen durch Mangel an Arbeit und Pflichten. Denn die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes hält den gebildeten Mann häufiger und länger von der Eheschließung zurück, als den Proletarier, dem die Frau den Lebensunterhalt erwerben hilft. Und die Frauen der gebildeten Classen bleiben in so viel größerer Zahl ledig, ohne daß sie für ihre Kräfte in fremden Haushaltungen oder in anderen Berufsarten Beschäftigung finden. Die Frauenbewegung will dieser Noth abhelfen. Zu einem gerechten Urtheil über die Frauenbewegung gelangen wir erst, wenn wir die Ursache der Nothlage verstehen. Sie liegt vornehmlich in der Umwälzung der häuslichen Wirthschaft. Die Familienwirthschaft alten Stils war eine kleine Welt, die in der Frau ihren festen Punkt hatte. Die Frau schuf diese

Welt und erhielt sie und drückte ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit auf. Auf Frauenarbeit war der Haushalt angewiesen, Frauen waren die unentbehrlichen Producentinnen. Jede Jahreszeit brachte ihre eigene Aufgabe mit sich. Neben der hauswirthschaftlichen Thätigkeit kam auch die Handarbeit im engeren Sinne (das Spinnen, Nähen, Sticken) zu ihrem Rechte. Die feine Handarbeit war damals noch kein liebenswürdiger Selbstbetrug und Zeitluxus, denn keine Maschine nahm der Frauenhand die Arbeit ab, um sie schneller und billiger zu besorgen. Heute kauft die Frau an einem Vormittage ihre ganze Aussteuer. Vor der Maschinenära hatte jedes Stück Leinzeug seine intime Geschichte. „Dauerhafte Erbstücke bildeten den eisernen Bestand; dann kam das Selbstgeschaffene. Viel war schon in der Mädchenzeit geschaffen worden, das Meiste in der Brautzeit; dies Tischtuch hatte die Hochzeitstafel geschmückt, das Garn zu jenem Gedeck war an der Wiege des Erstgeborenen gesponnen; diese Tücher waren in einer Zeit schweren Kummers gesäumt worden. . . . So war der Leinenschrank eine Art Familienarchiv, das aber nicht nach Staub und Moder, sondern nach Lavendel roch." Die alte Familienwirthschaft war eine Wirthschaftsform, welche reiches Glück für die Frau ermöglichte, sie war das goldene Zeitalter des weiblichen Geschlechts.

Wie anders heute! Ein Stück Frauenarbeit nach dem andern reißt die Maschine an sich und entwerthet die häusliche Arbeit der weiblichen Hände. Aus Producenten werden die Frauen bloße Consumenten. Das Hauswesen bietet nicht genug zweckmäßige Arbeit. An deren Stelle treten dilettantische Kunstübungen, Putz, Tändelei, Jagd nach Zerstreuung. Die Eltern begünstigen oft die Sucht nach geselligen Freuden, weil sie darin den Weg zu ehelicher Versorgung der Töchter sehen, der so häufig versagt. Nicht minder bedauerlich als die untüchtigen

mittellosen Mädchen sind jene bemittelten Frauen, welche der Würze des Lebens, der pflichtmäßigen Arbeit, entbehren, ja ihrer scheinbar überhoben werden. Der Mangel an Lebensinhalt und Lebenszweck ist das Kreuz gerade der bemittelten Frauen. Die Hülfe liegt darin, daß die Frau neue Arbeit, neue Pflichten erhält. Denn nur dasjenige Leben ist ein sittliches, welches auf pflichtmäßiger Arbeit beruht.

Welches sollen nun die neuen Pflichten sein? Die Grenzen für die Scheidung der Berufsarten zwischen den Geschlechtern liegen in der objectiven Norm, welche die Natur selber angibt. Die Natur sagt: Mann und Weib sind differencirt, um zu verschiedenen — gleichwerthigen, aber andersartigen — Aufgaben geschickt zu sein. In der Naturanlage des Weibes haben wir einen Fingerzeig für die Arbeitstheilung der Geschlechter und für das Arbeitsgebiet der Frau. Von Natur wegen ist die Mütterlichkeit der Kernpunkt aller Weiblichkeit und dadurch das Haus, das Kind mit aller dazu gehörigen Pflege. Hieraus ergeben sich alle jene Berufsarten, die an das Haus anknüpfen, ergibt sich der Hauptantheil an der Erziehung und dem Unterricht in den untersten Classen aller Schulen, ein wesentlicher Antheil an den Hauptfächern auch der obersten Classen der Mädchenschulen. Es ergibt sich ferner das Recht auf medicinische Ausbildung zur Frauen- und Kinderärztin. Aus der fürsorgenden Familienarbeit der Frau wird endlich die Pflicht abgeleitet, in der Gemeinde zu wirken, nicht nur in stiller Liebesthätigkeit, sondern auch berufsmäßig, in der Armen- und Waisenpflege, in der Wittwenversorgung, im Armenwesen u. s. w.

Für diese Lebensaufgabe lernt heute das junge Mädchen der gebildeten Stände obligatorisch — nichts; seine Ausbildung ist dem Zufall überlassen. Ob es später heirathet oder nicht, diese Ausbildung ist für jedes weibliche Wesen nothwendig.

Ein Unterricht für den Hausberuf sollte einige Jahre lang allen Mädchen zu Theil werden; erst danach hätte eine Gabelung einzutreten, sei es, indem die erwachsenen Mädchen in die wirthschaftliche Fachschule übergehen, um sich für den wirthschaftlichen Beruf speciell auszubilden (hier wiederum in der einen oder anderen Fertigkeit vorzugsweise), sei es, indem sie, bei entsprechender Begabung, höherer geistiger Bildung sich zuwenden, indem sie das Studium ergreifen, um Oberlehrerin oder Aerztin zu werden. Was die Arbeit des Hauses durch Umgestaltung der Wirthschaftsordnung an Breite verloren hat, das soll sie an Tiefe gewinnen. Man fürchtet, Bildung werde der Frau die häusliche Arbeit verleiden; diese Furcht beruht auf einer culturfeindlichen Unterschätzung des geistigen Moments in der Arbeitsleistung der Frau als Hauswirthin, Gattin und Mutter. Die gebildetste Frau ist zu diesem Posten gerade gut genug. „Es ist eine ausgleichende Gerechtigkeit, daß auch die Männer unter der Denkfaulheit, die sie großziehen und als reizende Weiblichkeit preisen, leiden müssen; sie werden gestraft, womit sie sündigen.“

Diese geistige Vertiefung der Frau führt sie aber auch zu socialem Denken und Empfinden; in dem Dienste für die verbesserten Lebensbedingungen des weiblichen Geschlechts der unteren Classen finden sie einen großen Beruf für ihre eigene Thätigkeit. Und damit ist die Brücke geschlagen zwischen den beiden Gebieten der Frauenarbeit oben und unten. Die von Arbeit entlasteten Frauen finden Arbeit in der Hülfe für die durch Arbeit überlasteten Frauen. In diesem Gedankengange entwickelt sich der Inhalt der Frauenbewegung zu der Einheit aller weiblichen Arbeit, nicht bloß dessen, was man gemeinhin darunter verstanden, der Frauenarbeit der Mittelclassen. In der hauswirthschaftlichen Schule soll in dem Sinne jener Ein=

heit ein gemeinsamer Unterbau für alle weibliche Erziehung liegen, für die unteren Classen eine bessere Ausbildung für das eigene Haus, für den Gesindedienst, für die möglichste Ablenkung von der Arbeit der Fabrik. Neben viel weiter gehender Entwickelung der Gewerbeinspektion zum Schutze der weiblichen Arbeiterinnen (insbesondere durch das unentbehrliche Institut weiblicher Gewerbeinspectoren) sollen die gebildeten Frauen den Arbeiterinnen in den Formen der freien Selbsthülfe entgegenkommen. Um aber zur Mitarbeit an der wirthschaftlichen Hebung der Arbeiterinnen geeignet zu sein, muß die gebildete Frau einmal ihre Aesthetik an den Nagel hängen und sich mit dem realen Leben beschäftigen.

Wie ernst diese letztere Forderung bereits verstanden wird, hat die Rednerin des Congresses damit bewiesen, daß sie, um das Leben und Denken der Arbeiterinnen kennen zu lernen, als Arbeiterin in eine Cartonnagefabrik eingetreten ist — worüber die Dame Bericht erstattet hat (in der Wochenschrift „Die Hülfe", herausgegeben von Pastor Friedrich Naumann, Jahrgang 1895. Nr. 6 und 7).

Sie selber hat auch bereits auf ein neues Project hingewiesen, das von einer gleichgesinnten Dame ausgeht, auf die Errichtung einer „wirthschaftlichen Frauenhochschule" *), für welche man in weiblichen Kreisen die financiellen Mittel aufzubringen sich anschickt. Das Wesen dieses Projects soll auf einer Art weiblicher Dienstpflicht beruhen zur Erlernung der häuslichen Fertigkeiten und Tugenden, für welche oft gerade in

*) „Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Frauenhochschule". Von Ida von Kortzfleisch. Hannover 1895. Etwas Aehnliches — aber geradezu durch Einrichtung einer staatlichen Frauenhochschule, strebt Sibylle von Waldheim, „Die Frau ist schuld!" Leipzig 1896, an, mit lebhaften Klagen über die heutigen Zustände.

den Häusern der gebildeten Familien die Bedingungen fehlen. Es soll eine sittliche und körperliche Abhärtung neben der technischen Ausbildung für den hauswirthschaftlichen Beruf und seine verschiedenen Arten bedeuten. Das Institut soll auf genossenschaftliche Arbeit gegründet, auf dem Lande gelegen, so weit wie möglich sich selbst genügend sein durch die Arbeitszweige, die hier geübt und gelehrt werden. Bis auf die Arbeiten, zu denen männliche Muskelkraft unentbehrlich, sollen durchaus weibliche Kräfte thätig sein; die Gesindedienste sollen fortfallen, weil die zu erziehenden Mädchen Alles selbst zu verrichten haben. Der Cursus hat eine normale Dauer von zwei Jahren. Das erste Jahr soll zur tüchtigen Hausfrau ausbilden, das zweite Jahr für specielle weibliche Fertigkeiten. Studirte Damen sollen den wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, der zur Vertiefung dieser Kenntnisse gehört. Vor Allem aber soll das Ganze in die Luft einer ländlichen und landwirthschaftlichen Umgebung gepflanzt werden, damit der Zusammenhang mit der Natur, die Anschauung der ländlichen Arbeiten und des Naturlebens wiedergewonnen werde, welche den städtischen Bevölkerungen, zumal den Gebildeten, meist ganz verloren gegangen ist. Bei den unverkennbaren Fähigkeiten, die das Weib so oft schon gerade im landwirthschaftlichen Beruf bewiesen, wo der Gatte, der Vater eine Lücke gelassen, wird an eine planmäßigere Erziehung für diesen Beruf gedacht.

Der Hauptzweck in allem Einzelnen aber ist: das weibliche Leben ausfüllen mit einem Beruf, mit einer Pflicht, ernste Aufgaben setzen an die Stelle von Tändelei, von Nichtsthun, an die Stelle der Alles absorbirenden Aufgabe des neuesten Kleiderschnitts und der neuesten Art, die Haare zu kräuseln.

Zweites Buch.

Die Elemente der deutschen Frauenbewegung.



Erstes Capitel.

Die bevölkerungsstatistischen Thatsachen.

I.

So weit haben wir den Blick auf die bisherige Entwickelung der deutschen Frauenbewegung gerichtet und sie verfolgt bis zu dem Augenblick, da sie die Gegenwart erreicht. Wir haben jetzt einige kritische Erörterungen daran zu knüpfen.

Dieselben müssen mit einer bevölkerungsstatistischen Betrachtung beginnen. In der That ist dieses der regelmäßige Ausgangspunkt der Schriften und Reden für die Reform der weiblichen Berufsarten; und wenn das richtig ist, was darüber behauptet wird, so liegt darin der stärkste Grund, auf den ihre Anwälte sich stützen können. Er ist gewiß nicht der einzige Grund; ja es gibt andere Gründe, die in ihrer Weise eine ganz andere und mächtigere Sprache reden. Aber dieses Argument ist gemacht für taube Ohren; die Zahlen schreien um Abhülfe; es ist das gröbste Geschütz, das aufgefahren werden kann.

Nach der Volkszählung im Deutschen Reiche vom 1. December 1890 ist fast genau ein Drittel der weiblichen Bevölkerung verheirathet; zwei Drittel sind ledig (14,6 Millionen) oder verwittwet (2,2 Millionen). Von ersterer Zahl ist freilich

abzuziehen die Masse Derer, welche wegen jugendlichen Alters außer Betracht kommen, wenn von der Verehelichung die Rede ist. Wir scheiden daher, etwas weit ausgreifend, alle diejenigen weiblichen Personen aus, die jünger als zwanzig Jahre sind, das heißt 11,3 Millionen. Dann bleibt eine Anzahl von 5½ Millionen übrig. Diese große Zahl, von welcher wiederum der größte Theil jünger als fünfzig Jahre ist, nämlich 3 Millionen, bildet den Stoff zu der Frauenfrage in ihrem weiteren, unbestimmteren Sinne.

Woher kommt dieser Ueberschuß? Fragen wir die Statistik um Antwort darauf, so begegnet uns, was uns öfter begegnet, wenn wir verbreitete Meinungen an den Zahlen der Statistik prüfen. Die übliche Vorstellung nämlich, daß die Zahl der Eheschließungen in starker Abnahme begriffen sei, und daß diese Thatsache jenen Ueberschuß erkläre, ist nicht zutreffend. In der Bevölkerung, welche das gegenwärtige Reichsgebiet bewohnte, war die Zahl der jährlichen Eheschließungen in dem Jahrzehnt von 1841—1850 durchschnittlich 8,1 auf tausend Einwohner. Diese Zahl hat während des verflossenen halben Jahrhunderts manche Schwankungen durchgemacht, sie ist aber in den letzten Jahren ungefähr dieselbe gewesen, wie am Anfange. In dem Jahrzehnt 1851—60 findet ein kleiner Rückgang statt (auf 7,8); dann hebt sich die Zahl wieder im folgenden Jahrzehnt (auf 8,5), behauptet sich auf dieser Höhe im nächsten Jahrzehnt (8,6); dann sinkt sie wieder von 1881—90 (auf 7,8) und hebt sich etwas in den letzten Jahren (auf 8). Eine lebhaftere Bewegung bekunden die Ziffern der einzelnen Jahre, in denen namentlich die Kriegsjahre ein deutliches Herabgehen, die Jahre nach dem Kriege eine Steigerung zeigen (1870: 7,2; 1872: 10,3; 1873: 10). Aber nicht diese Schwankungen sind das, was für unsere Frage in Betracht kommt, sondern die dauernde

Entwickelung der Zahl der Eheschließungen, und eben diese zeigt die behauptete Abnahme keineswegs.

Mehr beweist es, wenn wir feststellen, was keine neue Erscheinung ist, daß die Lebensbedingungen, und zwar zunächst die von der Natur mitgegebenen, für das weibliche Geschlecht günstiger sind, als für das männliche, daß es der Sterblichkeit einen stärkeren Widerstand entgegensetzt, als dieses. In jedem europäischen Lande werden mehr Knaben geboren als Mädchen; im Deutschen Reiche sechs vom Hundert mehr.*) Aber die Sterblichkeit der Knaben ist so viel größer, als die der Mädchen, daß bereits unter den Zehn- bis Zwanzigjährigen die Zahl der weiblichen Personen um etwas größer ist, als die der männlichen, und dieser Ueberschuß nimmt im Laufe der Lebensjahre

*) 106,1 Procent für das Jahr 1893,
106,2 " " " " 1891,
106,1 " " " " 1883,
106,2 " " " " 1882.

Diese Constanz zeigt sich aber nur bei so großen Zahlen wie denen des Reiches (1893: geboren 992 466 Knaben gegen 935 758 Mädchen). In kleineren Theilgebieten des Reiches zeigen sich große Verschiedenheiten von Jahr zu Jahr; z. B. im Fürstenthum Reuß ältere Linie

109,9 Procent für das Jahr 1893,
101,8 " " " " 1891,
117,3 " " " " 1883,
104,1 " " " " 1882.

(Vergl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1895.)

Nach der Zählung vom 1. December 1890 standen im Alter von 20—50 Jahren:

9 509 115 männliche Personen,
9 931 634 weibliche "

Im Alter über fünfzig Jahre:

3 623 285 männliche Personen,
4 189 685 weibliche "

zumal durch die Auswanderung derart zu, daß für die Bevölkerung des Deutschen Reiches eine Million mehr an weiblicher Bevölkerung vorhanden ist, als an männlicher. Dieses Verhältniß ist in manchen anderen Ländern, so in Großbritannien*), noch stärker als in Deutschland. Da, wo es wesentlich anders ist, da, wo das männliche Geschlecht überwiegt, hat es seinen Grund nicht in verschiedenen natürlichen Lebensbedingungen der beiden Geschlechter, sondern in Zuwanderungen, bei denen immer das männliche Geschlecht überwiegt. Wie nämlich die Auswanderung in Ländern gleich Deutschland und England den Einfluß hat, die Zahl der männlichen Personen zu vermindern, weil überwiegend männliche Personen sich an der Auswanderung betheiligen, so sind es die Einwanderungsländer, welche diesen Zufluß an zugewanderten Männern und dadurch einen Ueberschuß an Männern erhalten. Daher haben die Vereinigten Staaten von Amerika herkömmlich und auch heute noch einen starken Ueberschuß an männlicher Bevölkerung (auf 30½ Millionen weiblicher Einwohner hatten sie 32 Millionen männlicher im Jahre 1890). Bezeichnender Weise haben aber bereits die alten Staaten der Union einen Ueberschuß an weiblicher Bevölkerung (so die Staaten New-York, New-Jersey, New-Hampshire, Massachusetts, Maryland, beide Carolina, Virginia).

Beide Regelmäßigkeiten, die wir bisher festgestellt, die

---

*) In England und Wales kamen im Jahre 1891 auf 14,05 Mill. männlicher Bevölkerung 14,95 Mill. weiblicher Personen; genauer ist der Ueberschuß an letzteren 896 723, d. h. auf 1000 männliche Personen kamen 1064 weibliche Personen. Im Deutschen Reich ist das Verhältniß nur wie 1000 zu 1040. Laut der Berufszählung vom 14. Juni 1895 hat es sich hier noch etwas verbessert: auf 25,406 Mill. männlicher kamen 26,352 Mill. weiblicher Personen, d. h. wie 1000 : 1037.

Constanz in der Anzahl der Eheschließungen durch lange Zeiträume und der Ueberschuß an weiblicher Bevölkerung aus natürlichen und verwandten Ursachen, würden zunächst die negative Bedeutung haben, zu zeigen, daß die vermeintlichen neuen Ursachen der beobachteten Erscheinung eines Ueberschusses der 4 bis 5½ Millionen lediger weiblicher Personen im Deutschen Reiche nicht vorhanden sind.

Aber nur zu einem Theile! Im Uebrigen dient zur Erklärung desselben die Beobachtung, daß durch die verschiedensten Länder hindurch bei der größten Mannigfaltigkeit der wirthschaftlichen Zustände, zum Theil gerade in solchen, die am wenigsten von der neuen Zeit berührt sind, die Erscheinung sich wiederholt, daß ein großer Theil der Bevölkerung im heirathsfähigen Alter nicht verheirathet ist. Wenn man diejenigen Lebensjahre aussondert, in welchen die Mehrzahl der Ehen geschlossen ist und der Tod noch nicht eine große Zahl derselben gelöst hat, das heißt die Altersclassen von vierzig bis fünfzig Jahren, so zeigt sich, daß im Deutschen Reiche ein Fünftel in diesem Lebensalter unverheirathet lebt, dagegen in der Schweiz und in Portugal nahezu ein Drittel. In den bayrischen Alpen (so z. B. in den Bezirken Tölz und Berchtesgaden) fast die Hälfte.*) — Bereits im Jahre 1741 schrieb der Berliner Geistliche Johann Peter Süßmilch:**) „Jetzt wird selten vor dem dreißigsten Jahre vom männlichen Geschlecht daran gedacht, zu heirathen, sowohl in Städten als auf den Dörfern, wo alle Haushaltungen besetzt sind, und also

*) Georg Mayr, Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. 1877. S. 176.

**) Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Dritte Auflage 1765. Cap. IV.

Unterhalt und Verdienst fehlt. Jedermann frägt erst vorsichtig: woher Brot für Frau und Kinder? Je weniger nun dazu Gelegenheit ist, je länger muß gewartet werden. Das Verhältniß der Heirathenden zu den Lebenden wird also durch das spätere Heirathen verringert."

Ja, ein Blick in die archivalisch erschlossene Statistik der mittelalterlichen Stadt zeigt uns, neben der Thatsache eines großen Ueberschusses der erwachsenen weiblichen über die gleichaltrige männliche Bevölkerung, eine so mannigfaltige Thätigkeit der Frauen im Erwerbsleben, daß vollends die Frauenfrage der Gegenwart für uns die Züge einer jugendlichen Erscheinung verliert.

Was sagt uns aber die Statistik über die Erwerbsthätigen im Deutschen Reiche? Wir müssen uns noch mit den Ergebnissen der Berufszählung vom 5. Juni 1895 begnügen, bis die Resultate der neuesten Aufnahme vom Juni 1895 veröffentlicht sein werden. Hiernach gab es reichlich fünf und ein halb Millionen weiblicher Erwerbsthätiger im Alter von fünfzehn Jahren und darüber, von denen nicht ganz 700 000 verheirathet waren. Weitaus der größte Theil kam auf die landwirthschaftliche Arbeit (dritthalb Millionen), ein anderer großer Theil auf Gesindedienste (1¼ Millionen). Ihnen hinzugerechnet muß werden die große Zahl Derer, die nicht in der Berufszählung als Erwerbsthätige erscheinen, weil sie als Familienglieder, zumal durch ländliche Arbeit und durch Gesindedienste, in naturaler Form zum Erwerbe beitragen — eine Zahl, für welche eine sichere Größe kaum anzugeben ist, weil die Grenze dessen, was bei der Zählung unter „Erwerbsthätigen" verstanden worden, eine flüssige ist. Abgezogen dagegen muß werden die bestimmtere Zahl Derer, welche sich im Alter von 15—20 Jahren befinden, nämlich 1½ Millionen, damit ein Vergleich mit der

oben vorangestellten Zahl von $5^1/_2$ Millionen vorgenommen werden kann.

Gewiß ist nun in den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen dieser Millionen weiblicher Wesen vielerlei, was der Besserung bedarf. Aber für einen großen Theil der verheiratheten Frauen und der Kinder trifft diese Wahrheit auch zu. Sie gilt ebenso für die Masse der männlichen Arbeiter. Ja, was wir für jene Millionen anzustreben haben, ist in erster Reihe ein Gemeinsames mit der Gesammtheit der arbeitenden Classen, und es ist keine eigenartige Frauenfrage, die für sie zu lösen ist. Jene Rednerin des evangelisch-socialen Congresses hat das treffende Wort gesprochen: Die Frauen der unteren Classen sind überlastet mit Arbeit, die Frauen der gebildeten Classen sind entlastet, sie stehen zum Theil mit leeren Händen da. Und diese letztere Erscheinung ist das, was den Gegenstand der Frauenfrage im engeren Sinne, im Sinne der herrschenden Frauenbewegung ausmacht.

Statistisch zeigt sich also ein Bild, welches wesentlich verschieden ist von den Zahlen jenes großen Alarmrufes. Es sind in der That die Schwierigkeiten einer Minderzahl, die mit einer beliebten Verallgemeinerung der Thatsachen, die man der nächsten Umgebung entnommen, auf die Gesammtheit übertragen werden. Es fehlt eine amtliche und jede zuverlässige private Statistik über das, was behauptet wird; wir können nicht einmal sagen, wie weit oder wie eng der Kreis ist, auf den sich die Probleme der Frauenfrage beziehen. Nur eine ungefähre Abgrenzung, keineswegs eine sichere Scheidelinie erhalten wir, wenn wir aus der Statistik der preußischen Einkommensteuerpflichtigen entnehmen, daß diejenige Schicht der Einkommensgrößen, die etwa sich mit den hier erörterten Beschwerden am meisten deckt, nämlich die Schicht der Familien,

die ein Einkommen zwischen 3000 und 6000 Mark jährlich versteuern, kaum den dreißigsten Theil der ganzen preußischen Bevölkerung beträgt. Ja, alle Einkommensteuerpflichtigen mit einander, d. h. alle diejenigen Haushaltungen, die ein Einkommen von 900 Mark und darüber versteuern, bilden nur den dritten Theil der preußischen Bevölkerung.*)

Führt also die statistische Kritik zu einer Einschränkung der Beschwerden hinsichtlich des Herrschaftsgebietes der eigentlichen Frauenfrage, so sind wir auch hinsichtlich des ersten Beschwerdepunktes derselben von der Statistik verlassen — nämlich hinsichtlich der Hinausschiebung oder Unterlassung der Eheschließung Seitens der Männer von heirathsfähigem Alter.

*) Ein Beispiel, wie dieses numerische Moment in der Literatur der Frauenbewegung verdunkelt wird, zeigt statt vieler anderen die treffliche Schrift von Frau Gnauck-Kühne über „Das Universitätsstudium der Frauen. Ein Beitrag zur Frauenfrage" (1891). Hier heißt es (S. 17) als Antwort an die Gegner, welche behaupten, die Frau sei nicht zu Universitätsstudien, sondern für die Ehe bestimmt: dieser Einwand würde erst dann ernsthaft zu nehmen sein, wenn die Gegner eine Million heirathsfähiger und heirathswilliger Männer aus dem Boden stampften. Wenn wir nun bemerken, daß auf sämmtlichen Universitäten des Deutschen Reiches zusammengenommen gegenwärtig eine Anzahl von etwa 28 000 Studirenden sich befindet, so schrumpft die Million gar sehr zusammen, selbst wenn man über die künftige Anzahl weiblicher Studirender die weitestgehenden Vorstellungen hat. Die Million ist (ihrerseits willkürlich) daraus entnommen, daß es um so viel mehr weibliche Personen als männliche im Deutschen Reiche gibt. Thatsächlich gelangt heute von der gesammten männlichen Bevölkerung des Reiches kaum mehr als Einer unter Hundert zum Universitätsstudium (es gab 1882 im Reiche: 579 322 Beamte, Geistliche, Aerzte, Lehrer u. s. w.; hiervon ist abzuziehen die große Zahl der Nicht-Studirten, welche in diese Kategorie fallen, zumal unter den Beamten die Subalternen und Unterbeamten).

Die irrthümliche Meinung, daß es sich hierbei um eine neue Erscheinung handele, könnte die zutreffende Ansicht bergen, das beklagte Uebel habe in der neuesten Zeit zugenommen. Wenn uns die Statistik des Deutschen Reiches (ebenso die Statistik von England u. s. w.) belehrt, daß die Zahl der Eheschließungen nicht abgenommen hat, so braucht diese für die Gesammtheit der Bevölkerung festgestellte Thatsache nicht auszuschließen, daß in einer Minderzahl der Bevölkerung die behauptete Abnahme dennoch stattgefunden hat, nur daß sie sich in dem großen Durchschnitte der Gesammtheit verstecken und hier etwa durch die Vermehrung der Eheschließungen in den unteren Schichten ausgeglichen werden mag.

Indessen, ob wir nun dieser Vermuthung Raum geben oder nicht, die wesentlichen Erwägungen bleiben ungefähr dieselben, und zu denen gehen wir jetzt über.

II.

Als im alten Rom die Bürgerkriege die Zahl der Bürgerschaft gelichtet hatten, wurde es die Sorge der ersten Caesaren, die Lücken der Bevölkerung zu ergänzen. August beschäftigte sich damit gleich im Anfange seiner Regierung, und das Ergebniß langjähriger Bemühungen war die lex Julia et Papia Poppaea. Sie verhängte gesetzliche Nachtheile für den Cölibat, sie gewährte Belohnungen für die Ehe, sowie für die Erzeugung und Aufziehung von Kindern; sie enthielt Vorschriften über das Erbrecht, die das Testament des unverheiratheten oder kinderlosen Mannes im Sinne einer Strafe beeinflußten, theils zu Gunsten der kinderreichen Leute, theils zu Gunsten des

Fiscus. Unter den folgenden Imperatoren kam die Gesetzgebung oft auf diese Vorschriften zurück, um sie genauer zu bestimmen oder um ihre Umgehung zu verhüten. Der Zweck des Gesetzes wurde gleichwohl nicht erreicht, und — wie Puchta*) sagt — mit Recht: sei nicht bei den Belohnungen der Kinderzahl dem Römer der Brauch eingefallen, wonach eine Sclavin, wenn sie das Vermögen ihres Herrn durch drei Kinder vermehrt hatte, von Sclavendiensten befreit und bei noch größerer Kinderzahl sogar mit der Freiheit belohnt zu werden pflegte?

Man hat neuerdings dieses Gesetz im Zusammenhange der deutschen Frauenbewegung als ein Mittel empfohlen, um den unverheiratheten Ueberschuß von Mädchen zu vermindern. Man hat dabei, von dem Mißerfolge dieses Gesetzes ganz abgesehen, verkannt, daß sein Zweck ein durchaus verschiedener war von dem, welchen man heute im Deutschen Reiche dabei im Auge hat. Es würde aber nicht der Mühe werth sein, auf jenen curiosen Einfall zurückzukommen, wenn diese Verschiedenheit nicht von so grundlegender Bedeutung wäre, daß daran alle ähnlichen Velleitäten scheitern müssen, auch wenn sie von Männern gehegt werden, die über das alte römische Gesetz Bescheid wissen. Wenn etwa empfohlen wird, daß erst die Gattin dem Manne das politische Stimmrecht mitbringen soll; wenn die Besteuerung die kinderlosen und unverheiratheten Männer viel stärker treffen soll, als die kinderreichen, wohlgemerkt, nicht wegen ihrer verschiedenen Steuerkraft, sondern behufs Lösung der Frauenfrage.

Man übersieht hier Folgendes. Es ist üblich geworden, diesen oder jenen hippokratischen Zug in unserem Zeitalter zu entdecken, der die Aehnlichkeit mit den Zeiten des niedergehenden

*) Cursus der Institutionen, Bd. I, § 107.

römischen Reiches beweisen soll. Es ist aber ein Zug, der sich beim besten Willen nicht entdecken läßt — der Rückgang der Bevölkerung. Die Bevölkerung des gegenwärtigen deutschen Reichsgebietes hat sich in den Jahren 1816—1890 verdoppelt;*) sie hat namentlich in den letzten Jahrzehnten zugenommen; die nach fünf Jahren wiederkehrende Volkszählung vom 2. December 1895 ergab eine Vermehrung um fast drei Millionen Seelen. Niemand ist im Zweifel, daß diese starke Zunahme der Bevölkerung in sich selber die schwierigsten Fragen birgt und unsere socialen Aufgaben verwickelt. Könnte überhaupt von dergleichen mechanischen Mitteln der Gesetzgebung die Rede sein, so müßte man weit eher Gesetze machen, welche den Erfolg haben, die Volksvermehrung zu hemmen, als solche, welche darauf ausgehen, sie zu vergrößern.**) Es liegt nun aber auf

*) Anfang December 1816: 24,83 Millionen,
= = 1890: 49,43 =
= = 1895: 52,24 =

**) Es sei hier, statt so vieler anderen Zeugnisse vornehmlich dasjenige erwähnt, was Gustav Rümelin „Zur Uebervölkerungsfrage" (Reden und Aufsätze. Neue Folge. 1881) im Hinblick auf die Bevölkerungszunahme im Deutschen Reiche gesagt hat. Er berechnet, daß bei dem damaligen (und gegenwärtigen) Tempo der Zunahme die Bevölkerung des Deutschen Reiches bis zum Jahre 1980 etwa 130 Millionen, hundert Jahre später etwa 420 Millionen betragen müsse. Von der Zahl der Eheschließungen, die im Laufe der siebziger Jahre zurückgingen, bemerkt er: „Es hat also ein stetiges Sinken der Trauungen stattgefunden, was die Einen unwissend genug waren als ein ungünstiges Symptom zu deuten, die Anderen wenigstens als ein Zeichen der natürlichen und spontanen Selbstcorrectur des früheren Uebermaßes auffaßten. Die Wahrheit ist, daß auch die jetzige Zahl noch eine zu hohe ist, die frühere eine alles Maß überschreitende war." Rümelin warnt, man „möge aufhören, auf das französische Beispiel einer langsamen Volksvermehrung verächtlich herabzublicken" und auf das, was damit zusammenhängt.

der Hand, daß jede Maßregel, die das Heirathen befördert, auch die Volksvermehrung befördert, ob man diesen letzteren Zweck dabei im Auge hat oder nicht.

Indessen, es ist noch etwas Anderes dabei im Spiel. Jener Mangel an Unterscheidung der socialen Schichten, den wir vorhin schon bemerkten, jene Verwechselung gewisser engerer Mittelschichten mit der Gesammtheit der Gesellschaft und zugleich die Unmöglichkeit, durch eine zuverlässige Statistik diese Scheidung festzustellen — das ist es, was auch hier die Unklarheit verschuldet. Es mögen wer weiß wie gute Gründe vorhanden sein, die Wahlrechte des Reiches einzuschränken; aber wahrlich kein Grund ist vorhanden, die Menge der frühzeitigen und leichtsinnigen Eheschließungen in den Millionen der deutschen Bevölkerung zu vermehren. In der That denkt man auch nicht daran; man hat andere Leute im Auge, die man durch politische Entmündigung und durch Steuererhöhung treffen will. Es ist abermals die subjective Beobachtung gewisser Erscheinungen der Umgebung, die, statistisch nicht umschrieben, in ihrer nebelhaften Größe über ihre wirklich sociale Tragweite täuschen. Man sieht den wohlsituirten Junggesellen vor sich, der aus Egoismus (wie es schon Wappäus in seiner „Allgemeinen Bevölkerungsstatistik“ genannt hat), nicht heirathet, um ein desto behaglicheres Leben zu führen, statt daß er die Sorgen einer Familie und die Lasten der Kindererziehung auf sich nimmt. Man sieht diese Kategorie von Fällen, je nach der Stärke der Phantasie, in einer beliebigen Zahl vor sich und fragt, wie vielen braven Mädchen geholfen werden könnte, wenn diese Hagestolzen zu bekehren wären.

Nun mag es Aenderungen unserer Gesetze geben, die an sich vortrefflich wären — so etwa eine weitere Ausbildung unserer Einkommens- und Vermögenssteuern im Sinne der

Leistungsfähigkeit — aber zu jener Bekehrung wird man auf dem Wege der Gesetzgebung niemals gelangen. In den individuellen Fällen, da in Wahrheit „Egoismus" die Ehelosigkeit des Mannes veranlaßt, wird dieser Egoismus auch die Lasten des neuen Gesetzes auf sich nehmen, um sich selber treu zu bleiben. Diese Junggesellen sind einmal der Aufopferung nicht fähig, welche die Mehrzahl der Männer dazu bewegt, sich zu verehelichen, welche den handfesten Würdenträger in Staat und Kirche bestimmt, zum dritten, zum vierten Male ein Weib zu nehmen. Es gibt sonst allerdings noch andere Gründe für die Ehelosigkeit jener Junggesellen, Gründe, die sich vielleicht mit der Aufopferung der verheiratheten Männer auf der Wage der Moral messen könnten — Gründe der verschiedensten Art, Gründe des inneren und des äußeren Lebens, die anscheinend zu hoch liegen, um dem üblichen Maße an sittlichem Gefühl in unserer öffentlichen Meinung zugänglich zu sein.

Jedoch die Hauptsache. Was macht denn den Unterschied in der Lebenshaltung der höheren und der niederen Classen aus? Was predigt denn die ganze Wissenschaft der Bevölkerungslehre seit hundert Jahren? Es gibt nichts, was die Culturhöhe der verschiedenen Schichten innerhalb desselben Volkes so sehr kennzeichnet, wie die Rücksichtslosigkeit der Eheschließung in den unteren Classen, die daher von Alters den Namen der Proletarier tragen, dagegen die Vorsicht in den mittleren und höheren Classen. Je weiter jene Rücksichtslosigkeit geht, je mehr sie der Empfindung entspringt, daß in der untersten Schicht das Leben so niedrig sei, um nicht tiefer herabgehen zu können, desto verzweifelter ist die Lage der unteren Classen. Eine Besserung kann erst dadurch eintreten, ja, der Unterschied der niedrigsten Schicht von den cultivirteren Schichten innerhalb der arbeitenden Classen selber besteht darin, daß diese letzteren eine

gewisse Stufe der Lebenshaltung innezuhalten trachten, von der sie durch eine leichtsinnige Eheschließung nicht herabsinken wollen. Derselbe Unterschied ist es, welcher verstärkt die höheren Schichten von den niederen trennt, bis auf jene Gipfel der menschlichen Gesellschaft, wo der ererbte Reichthum dieselbe Rücksichtslosigkeit frühzeitiger Eheschließung zur Tugend macht, die in den unteren Classen das proletarische Unglück ist.

Nun ist es — zumal in Deutschland — gerade in den mittleren Schichten, welche für die Frauenfrage vorzugsweise in Betracht kommen, so bestellt, daß eine wünschenswerthe, ja unvermeidliche Erhöhung der Lebenshaltung auf unzureichende Unterhaltungsmittel stößt, daß die freien Berufsarten, daß der Staatsdienst spät und dürftig fließende Quellen gewähren für den Mann, der eine Familie gründen will. Am härtesten, gleichsam in concentrirter Gestalt zeigt sich dieser Widerspruch in den Verhältnissen des Offizierstandes. Neben der allgemeinen Tendenz nach einer Erhöhung der Lebenshaltung werden ihm von Amts wegen Verpflichtungen auferlegt, denen nur in den höheren und höchsten Chargen, niemals in den subalternen, die Pflicht des Staates gegenübersteht, für standesgemäßen Unterhalt ausreichend zu sorgen. Die Obrigkeit drückt dies mit unverrückbarer Deutlichkeit aus, indem sie zur Bedingung des Eintritts in die Offizierslaufbahn einen Zuschuß zum Gehalt aus privaten Mitteln, indem sie vollends zur Verehelichung des subalternen Offiziers den Nachweis eines Vermögens von bestimmter Größe macht. Der Wohlstand ist nun etwa groß genug im heutigen Deutschland, um der ersteren Anforderung leidlich zu genügen; er ist keineswegs schon groß genug für die andere Anforderung. Weil die Mehrzahl der Offiziere das für die Familiengründung vorgeschriebene Vermögen nicht mitbringt, muß sie es bei dem zu wählenden Mädchen suchen. Finden

sie es, so lösen sie an ihrem Theile die Frauenfrage, nicht gerade an der Stelle, wo diese am lautesten nach Hülfe ruft. Sagt es aber ihrem Zartgefühl besser zu, das Vermögen nicht zu suchen, so thun sie wahrlich etwas, was ihnen kein Mensch von anständiger Gesinnung vorzuwerfen den Muth haben wird, ja man erhält öfters den Eindruck, daß es zum Theil die geistig und sittlich begabtesten unter den Offizieren sind, welche unvermählt bleiben, während die durchschnittsmäßige Mehrzahl tapfer auf das Ziel lostanzt, das ihnen gesetzt ist.

Was uns hier die Gewohnheiten eines einzelnen Berufsstandes zeigen, ist keineswegs eine Ausnahmeerscheinung; es ist mit etwas härteren Zügen eine allgemeine Erscheinung. In anderen Berufsarten des Mittelstandes fehlen die dienstlichen Vorschriften, welche zu der inneren Nothwendigkeit den äußeren Zwang hinzufügen; aber jene Nothwendigkeit bleibt dieselbe. Auch ohne die amtliche Schranke steht die wirthschaftliche Schranke im Wege, welche die Eheschließung verbietet, da, wo das zureichende Vermögen fehlt. Man wird nicht den Leichtsinn empfehlen wollen, der dieses Verbot mißachtet. Ja, jede Herabdrückung der einmal errungenen Lebenshaltung, die eine so starke Bezeichnung nicht verdienen würde, müßte sich doch alsbald in einer Vermehrung eben derselben Bevölkerungsschichten rächen, die den Stoff für unser Problem bilden. Mit jedem Jahrzehnte würde die Ausdehnung des Gebietes zunehmen, welches von diesen Schwierigkeiten heimgesucht ist. Die Schar jener weiblichen Wesen würde immer größer werden, und das Problem bliebe das alte.

Man wird daher die Sache wohl an einem anderen Ende anfassen müssen und womöglich an einem solchen, welches der Frage etwas tiefer an die Wurzel geht.

III.

Ehe ich dazu übergehe, möchte ich statt mancher anderen eine literarische Aeußerung aus den letzten Jahren erwähnen, deren Gedankengang und Reformvorschläge sich nahe mit dem Voraufgehenden berühren. Es ist der Aufsatz*) des Philosophen Eduard von Hartmann über „die Jungfernfrage"**).

Hartmann sagt: „Wenn die Jungfernfrage gelöst werden soll, so muß vor allen Dingen die Verheirathung des erwerbsfähigen Mannes nicht nur als sittliche Pflicht, sondern auch als staatsbürgerliche Rechtspflicht wieder zu Ehren gebracht werden. Wenn jeder Mann heirathet, so hört die weibliche Concurrenz in männlichen Berufen ganz von selbst auf; dann werden sich auch die Löhne und Gehälter wieder so stellen, daß jeder Mann heirathen kann . . . (Es) ist die Durchführung des Grundsatzes zu erzwingen, daß jeder erwerbsfähige Staatsbürger die Alimentationspflicht für eine Staatsbürgerin hat, gleichviel ob er sich zur Ehe mit ihr bequemt hat oder nicht. Die Durchführung dieses Grundsatzes würde die Jungfernfrage mit einem Schlage und ohne Rest lösen . . ."

Gegen den naheliegenden Einwand, daß selbst die Durchführung dieses Grundsatzes einen Rest übrig ließe, nämlich den Rest der „berühmten Million überschüssiger Frauen in Deutschland", bemerkt Hartmann, er entspringe aus zwei Ursachen, die ihrerseits zu beseitigen sind, ihrerseits mit einem Schlage und dieses Mal dann wohl unwiderruflich ohne Rest. Die

*) Tagesfragen, Leipzig 1896, VII: Die Jungfernfrage. Vgl. daselbst S. 120 ff.

**) So nennt er die Frauenfrage aus Gründen, die seiner Ansicht von der Frauenfrage entsprechen.

zwei Ursachen sind: die überwiegende Auswanderung männlicher Personen und der raschere Verbrauch der Männer durch ihren aufreibenden Beruf. Der ersteren Ursache ist entgegen zu wirken durch ein Abzugsgeld für männliche und eine Auswanderungsprämie für weibliche Personen, sowie durch staatliche und private Einrichtung einer internationalen Heirathsvermittelung zwischen den Ein- und Auswanderungsgebieten. Die zweite Ursache, nämlich das Mißverhältniß zwischen der aufreibenden Wirkung der männlichen und der weiblichen Berufsarten, ist daraus abzuleiten, daß einerseits viele unserer heutigen Arbeitsgelegenheiten noch nicht mit dem erforderlichen und möglichen hygienischen Schutz umgeben sind, und daß andererseits zu viele Frauen als Jungfern den Gefahren des weiblichen Berufes entzogen bleiben. „Gerade die Jungfern sind es naturgemäß, die ihr verfehltes Leben am längsten hinschleppen." Auch das zu späte Durchschnittsalter der Verheirathung beim weiblichen Geschlecht und in den höheren Ständen die immer mehr um sich greifende Scheu vor der normalen Kinderzahl tragen dazu bei, die durchschnittliche Lebensdauer des weiblichen Geschlechts im Vergleiche zu der des männlichen Geschlechts zu verlängern. Wenn künftig wieder alle Mädchen in jungen Jahren geheirathet werden und soviel Kinder bekommen, wie die Natur ihnen bestimmt hat, dann wird auch die Sterblichkeit in beiden Geschlechtern sich wieder annähernd gleich stellen und der weibliche Ueberschuß verschwinden.

Soweit Eduard von Hartmann.

Was er über die Thatsachen der numerischen Mißverhältnisse der beiden Geschlechter sagt, ist nur theilweise zutreffend. Die Auswanderung ist ein Hauptgrund, nicht der Hauptgrund desselben im Deutschen Reiche, in Großbritannien; auch in Frankreich besteht ein Mißverhältniß trotz der Geringfügigkeit

der Auswanderung. Für diesen Ueberschuß fehlt der Beweis der behaupteten Ursache, obwohl sich nicht bestreiten läßt, daß die Vergrößerung der Lebensgefährdung für das weibliche Geschlecht ein treffliches Mittel ist, den Ueberschuß an weiblicher Bevölkerung zu beseitigen.

Hier einige Zahlen.

Im Jahresdurchschnitt 1881—90 wanderten*) über deutsche Häfen, sowie über Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam aus

127 077 Personen,

darunter 56,2 pCt. männliche,
43,8 = weibliche,

oder in absoluten Zahlen:

71 417 männliche,
55 660 weibliche,
d. h. 15 757 männlicher Ueberschuß,
auf 10 Jahre 157 570 = =

Inzwischen ist die deutsche Auswanderung beständig zurückgegangen, von 220 902 im Jahre 1881,
auf 40 964 = = 1894.

Bei gleichem Verhältniß der beiden Geschlechter wie 1881—90 bedeutet das für 1894 nur noch einen Ueberschuß von 5000 männlicher Auswanderer. Allein selbst die Zahlen des Jahrzehnts 1881—90, als feststehender Durchschnitt der deutschen Auswanderung angenommen, genügen durchaus nicht, um den Ueberschuß der „berühmten Million" zu erklären.

Frankreich hatte nach der Volkszählung vom Jahre 1891 bei überhaupt 38,1 Millionen einen Ueberschuß weiblicher Bevölkerung in Höhe von 268 677. Die Auswanderung betrug

*) von Scheel, Art. Bevölkerungslehre in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie. 4. Auflage. 1896. S. 361.

während der Jahre 1879—90 im jährlichen Durchschnitt nur 10 623 gegen 127 077 im Deutschen Reiche.

Ferner zeigt uns die deutsche Sterbetafel, daß von den das 20. Lebensjahr Ueberlebenden jedes männliche Wesen noch 38,4 Jahre lebt, aber jedes weibliche Wesen 40,2 Jahre. Diese größere Widerstandsfähigkeit gegen den Tod zeigt sich bei dem weiblichen Geschlecht auch in demjenigen Lebensalter noch, in welchem es vergeblich wäre, behufs Herstellung des numerischen Gleichgewichts die Fruchtbarkeit in der Richtung der „normalen Kinderzahl" zu entfesseln. Denn von den das 50. Jahr Ueberlebenden lebt jedes männliche Wesen noch 18 Jahre, jedes weibliche Wesen 19,3 Jahre.

Indessen so mancher Leser empfindet wohl mit mir, daß in dem oben wiedergegebenen Gedankengange die Ungenauigkeiten der bevölkerungsstatistischen Ansicht nicht das Bedenklichste sind. Was uns darin stutzig macht, was uns den Zweifel nahe legt, ob hier nicht eine Schalkheit versucht worden ist, um zu zeigen, was alles man heutzutage den Leuten an Mitteln der socialen Reform bieten darf — das sind die Vorschläge zur Besserung der bestehenden Mißstände und die Grundanschauungen, aus denen sie entspringen. Der scheinbare Widerspruch, daß man gleichwohl es der Mühe werth erachtet, ein paar Worte darüber zu sagen, löst sich dadurch auf, daß an hundert Stammtischen des Deutschen Reiches ähnliche Anschauungen Glück machen, und der populäre Philosoph, so sehr er die Haltung eines kühnen Denkers annimmt, dem Philisterthum die Worte von den Lippen liest.

Bei der lex Julia et Papia Poppaea bemerkten wir den Gegensatz bevölkerungspolitischer Tendenzen im Römischen Reich zu den Bevölkerungsverhältnissen des heutigen Deutschen Reiches. Bei diesem Vorschlage Hartmann's vermissen wir jede Spur

eines Bewußtseins von dem Zusammenhang solcher Projecte mit den Gesetzen der Bevölkerungslehre. Ein rücksichtsloser Naturalismus der Eheschließung und Fortpflanzung soll nicht nur entfesselt werden, es sollen obenein öffentliche Zwangsmittel zu deren Verstärkung angewendet werden, und dieses nicht einmal um seiner selbst willen, so zu sagen, das heißt um der Vermehrung der Bevölkerung willen, sondern bloß um die „Jungfernfrage“ dadurch zu erledigen.

Dem Gedankengange desselben Naturalismus entspringt es, wenn der Ueberschuß an weiblichen Wesen nicht nur durch frühzeitige und staatlich erzwungene Eheschließung und die Alimentationspflicht der Männer beseitigt, sondern der dann immer noch bleibende Rest durch die Lebensgefährdung der Frauen mittelst zahlreicher Geburten aus der Welt geschafft werden soll. Man könnte fragen, ob es nicht für diesen Standpunkt ein einfacheres Mittel gäbe — etwa, die Verheirathung der jungen Mädchen in möglichst früher Jugend zu befördern, wobei die Aussicht auf große Lebensgefährdung für die überschüssigen weiblichen Wesen sich ohne die Kehrseite einer sinnlosen Zunahme der Bevölkerung eröffnen würde.

Im Vergleiche zu der — Unbefangenheit dieser Grundanschauung sind die einzelnen Zumuthungen an die Gesetzgebung, die in jenen Vorschlägen Hartmann's ausgesprochen sind, verhältnißmäßig Kleinigkeiten. Daß kein Mann so etwas vorschlagen wird, der von der wirklichen Gesetzgebung und Staatsverwaltung, von dem, was hier möglich und durchführbar ist, irgend eine nähere Kenntniß hat, versteht sich freilich von selbst.

Ob Löhne und Gehälter sich wieder (!) so stellen werden, daß jeder Mann heirathen kann, sobald die weibliche Concurrenz in männlichen Berufsarten aufhört, muß schon darum bezweifelt werden, weil es sich (ich verweise auf das oben Ge-

sagte) hier zum großen Theile gar nicht um Wiederherstellung eines Zustandes handelt, der früher gewesen ist. Es muß ferner deshalb bezweifelt werden, weil die Gehälter zum frühzeitigen Heirathen weder heute noch sonst gerade in denjenigen Berufsarten ausreichten, welche niemals eine weibliche Concurrenz gekannt haben — in dem Offizierstande, in dem Beamtenthum, in allen studirten Berufsarten. Und diese sind die hauptsächlichen Gebiete der „Jungfernfrage".

Allein das Gesagte muß genügen und vielleicht ist es schon zuviel.

Zweites Capitel.

Frauennatur und Frauencultur.

I.

Der deutschen Frauenbewegung muß die Anerkennung zu Theil werden, daß sie der Frage bereits selber tiefer an die Wurzel gegangen, indem sie freilich den Spuren dessen gefolgt ist, was die gleichartigen Bewegungen des Auslandes vor ihr geleistet haben. Mit zutreffender Geringschätzung jener Utopien, die wir auf ihren wahren Werth zurückzuführen versuchten, und deren Bedeutung vielmehr auf unbrauchbare, mechanische Auskunftsmittel hinauskommt, hat diese Bewegung von Anfang an sich auf eine Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts gerichtet, ja, von diesem Ziele ihren Namen entlehnt. Statt jenes unfruchtbaren Losungswortes, das man bald dem männlichen, bald dem weiblichen Geschlechte zurief, dem Wahne huldigend, es komme allein darauf an, die Zahl der Eheschließungen zu vermehren, wurde durch dieses neue Ziel die tiefere Frage angeregt, auf welche Erwerbsgebiete sich die weibliche Arbeit zu erstrecken habe. Die tiefere Frage deshalb, weil sie die herkömmlichen Arbeitsgebiete und zwar namentlich diejenigen, welche die höheren Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts beschäftigten, einer Prüfung unterwarf, die folgerichtiger

Weise dahin führen mußte, dem ganzen Problem von Frauenberuf, Frauenbegabung, Frauenbildung auf den Grund zu leuchten.

Das ist denn thatsächlich auch geschehen. Wer die große Literatur der Frauenbewegung, die sich seit einigen Jahrzehnten angehäuft hat, mit einiger Aufmerksamkeit durchmustert, bemerkt bald, daß je länger je mehr die Bedeutung dieser Untersuchung in den Vordergrund tritt, daß sie das Centrum der ganzen Angelegenheit bildet, von welchem aus die Strahlen in die entlegensten Winkel ihrer praktischen Nutzanwendung fallen. Denn selbst die vorsichtigen Schritte, welche jene Bewegung in Deutschland seit dem Ende der sechziger Jahre zu thun versuchte, zumal deren Fortschritte in der neuesten Zeit, konnten nicht gethan werden, ohne daß Gegensätze wachgerufen wurden, in denen das Bestehende seine ewige Beschränktheit dem Neuen entgegensetzte. Indem die Vertheidiger des Alten die Schlagworte von Frauennatur und Frauenberuf als stärkste Beweismittel brauchten, nöthigten sie die Freunde der Reformen zu einer Discussion der Principienfragen, die hier zunächst in stumpfer Weise, unter dem Eindruck des gerade Bestehenden, auf die Tagesordnung gebracht wurden. Ein ähnlicher Zusammenhang, wie bei dem Gegensatze der neueren socialpolitischen Anschauungen zu dem älteren Individualismus, der durch die Berufung auf die naturrechtlichen Postulate von Freiheit und Eigenthum eine tiefergehende Erörterung dieser Grundfragen und damit einen Unterbau für die zeitgemäßen Reformen der Gesellschaft indirect selber veranlaßte.

Man hat hie und da gemeint, den Kern der heute vorliegenden Reformfrage der Frauenbewegung darin sehen zu sollen, daß in der neuesten Zeit die Frauenbildung hinter der männlichen Bildung zurückgeblieben sei, und daß es jetzt darauf

ankomme, diesen Vorsprung der männlichen Bildung für die weibliche einzuholen. Will man von einem solchen Vorsprunge und der Aufgabe seiner Ausgleichung reden — immerhin. Aber mit nichten handelt es sich hierbei um eine Erscheinung der neuesten Zeit im Unterschiede von früheren Zeiten. Die Erscheinung ist eine sehr alte, sie reicht weit in die vergangenen Jahrhunderte zurück. Das im Sinne jener Ansicht vorausgesetzte Gleichgewicht der Bildung beider Geschlechter, das angeblich neuerdings erst zerstört sein sollte, hat niemals bisher bestanden, außer für einen gewählten, engen Kreis und ein erlesenes Zeitalter, wie das der Renaissance in Italien.

Von diesem*) ist es wahr, daß die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe war wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken, den literarischen und selbst den philologischen Unterricht auf Söhne und Töchter gleichmäßig wirken zu lassen; da man ja in dieser neu-antiken Cultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gerne auch den Mädchen. Selbst Fürstentöchter gelangten zu hoher Virtuosität im lateinischen Reden und Schreiben. . . Weiter schloß sich daran die thätige Theilnahme an der italienischen Poesie, womit seit der Venezianerin Cassandra Fedele eine Anzahl von Damen berühmt wurde. Vittoria Colonna kann sogar unsterblich heißen. Wenn irgend etwas, fährt Jacob Burckhardt fort, unsere obige Behauptung beweist, so ist es diese Frauenpoesie mit ihrem völlig männlichen Ton. Liebessonette wie religiöse Gedichte zeigen eine so entschiedene Fassung, sind von dem zarten Halbdunkel der Schwärmerei und von allem Dilettantischen, was

*) Jacob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. (Basel 1860.) S. 392 ff.

sonst der weiblichen Dichtung anhängt, so weit entfernt, daß man sie durchaus für die Arbeiten eines Mannes halten würde. . . Von einer aparten, bewußten „Emancipation“ ist gar nicht die Rede, weil sich die Sache von selber verstand. Die Frau von Stande mußte damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. . . Das Ruhmvollste, was damals von den großen Italienerinnen gesagt wird, ist, daß sie einen männlichen Geist, ein männliches Gemüth hätten. . . Frauen dieser Gattung konnten dann freilich auch in ihrem Kreise Novellen erzählen lassen, wie die des Bandello, ohne daß darunter die Geselligkeit Schaden litt.

Wie anders in Deutschland oder wohl überhaupt in andern Ländern außer Italien, zumal in den folgenden Jahrhunderten. Die italienische Renaissance, die so viele hochgebildete Frauen hervorbrachte, erweckte nur schwache Nachklänge auf deutschem Boden. Gegenüber den wenigen Ausnahmen tritt die große Masse völlig zurück. Der Durchschnitt der Frauen war ohne jedes höhere geistige Interesse. In häuslicher Abgeschlossenheit wuchs das weibliche Geschlecht heran und seine Erziehung und Bildung wurden vernachlässigt.*) Vom deutschen Mittelalter vollends wissen wir, daß die Frauenklöster, welche die Erziehung den reicheren Mädchen gewährten, nichts mehr boten als die Kenntniß des Katechismus, der Gebetformeln, kirchlicher Gesänge und einiger biblischer Geschichten und Legenden nebst weiblichen feineren Handarbeiten.**)

*) Georg Steinhausen, Das gelehrte Frauenzimmer, in der Monatsschrift „Nord und Süd“, October 1895.

**) Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zweite Auflage. Wien 1882. Bd. I, 124 ff.

Es geschieht namentlich in der englischen Literatur zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, daß jener Abstand der Bildung betont wird, in einer Weise, die uns sehr modern klingt.

So ist es Daniel Defoe, der in seinem Büchlein über „Projecte", das von hellen Gedanken neuer Reformen und Unternehmungen voll ist, eine „Akademie für Frauen" vorschlug und sie also begründete: „Mir ist es oft," sagt er, „als eine ganz barbarische Sitte erschienen, daß wir, die wir in einem civilisirten und christlichen Lande zu leben behaupten, dem weiblichen Geschlechte die Vortheile des Lernens verweigern. Wir machen den Frauen jeden Tag ihre Einfalt zum Vorwurf, während sie doch, wenn sie die Vortheile einer gleichen Erziehung wie das männliche Geschlecht genießen würden, gewiß jenen Vorwurf weniger verdienten, als das letztere. Ja, man sollte sich vielmehr wundern, wie weit die Frauen es bringen mit dem Wenigen, was sie lernen. In ihren jungen Jahren lehrt man sie einfache Handarbeiten, dann etwas Lesen, und wenn sie ihren Namen schreiben können, so ist das der Gipfel der weiblichen Bildung. Und ich möchte an alle die Männer, welche auf den Verstand des weiblichen Geschlechts herabblicken, die Frage richten: was wohl ein Mann leisten kann, der nicht mehr gelernt hat? . . . Wenn Wissen und Verstand überflüssige Zuthaten für das weibliche Geschlecht wären, so hätte ihnen Gott nicht die Fähigkeiten dazu verliehen. Und was sie durch Bildung erreichen können, das wird uns klar an einzelnen Beispielen von weiblichem Geiste, die unser Zeitalter kennt, und die uns Männer dem Verdachte aussetzen, wir verweigerten den Frauen die Vortheile des Unterrichts aus Furcht vor ihrer Nebenbuhlerschaft."

Um dieselbe Zeit wie Defoe's Schrift erschien die anonyme Schrift einer englischen Dame, völlig unabhängig von der

seinigen, doch mit auffallender Uebereinstimmung des Ausgangspunktes und mit einem Reformvorschlage, der allerdings ein wenig anders aussah als der seinige.

Es ist das kleine Buch von Mary Astell(*). Darin heißt es: „Wären die Männer so vernachlässigt, würde eben so wenig für ihre Bildung gesorgt wie für die der Frauen, so würden sie vielleicht so weit davon entfernt sein, diejenigen zu übertreffen, die sie jetzt verachten, daß sie selber in die größte Dummheit und Rohheit versinken würden."

Die Verfasserin richtet daher den Mahnruf an das weibliche Geschlecht, seine Seele ebenso zu cultiviren wie den Körper. Die Ursache der Mängel, unter denen wir leiden, sagt sie, ist, wo nicht ganz, so doch an erster Stelle den Fehlgriffen unserer Erziehung zuzuschreiben. Der Boden ist reich und würde, wenn wohl bearbeitet, eine edle Ernte liefern. Von ihrer Kindheit auf werden die weiblichen Wesen derjenigen Vortheile beraubt, deren Mangel ihnen hinterher zum Vorwurf gemacht wird. Wenn man eine arme junge Dame gelehrt hat, auf nichts an ihrer Person als auf ihre Kleider Werth zu legen, wenn sie immer sagen hört, daß sie gebildet genug ist, wenn

*) A Serious Proposal to the Ladies for the advancement of their true and greatest interest. By a Lover of her Sex. London Printed for R. Wilkin at the Kings Head in St. Paul's Churchyard. 1694.

„Licensed. July 16th 1694. D. Poplar"

handschriftliche Widmung in dem Exemplar des British Museum

„For the Honourable
Md. Mountague
from he Ladiships
most humble Servant.
M. A."

172 Seiten in kl. 12°.

sie sich gut zu kleiden versteht, damit sie dem Manne gefalle, dem es allein zukommt, Bildung und Kenntnisse zu erwerben — wer kann sie dann tadeln, wenn sie all ihren Fleiß und all ihr Geld auf diese Vorzüge verwendet und öfters über die Grenze hinaus, die man von ihr verlangt? . . . Ich habe öfters gelächelt, sagt Mary Astell, wenn ich Frauen über irgend welche geringfügige Versehen ihrer Putzmacherinnen oder ihres Schneiders mit so tiefem Ernst habe reden hören, als wenn es sich um die wichtigsten Anliegen ihrer Seele handelte; doch man wende das Gespräch nach dieser letzteren Seite und sie werden ebenso stumm und kalt als sie zuvor gesprächig und warm gewesen. Und wie lange dauert die Herrlichkeit? Die Huldigungen schwinden eben so schnell wie die Schönheit; entsetzt vor dem schrecklichen Namen einer alten Jungfer, aus dem doch nur Thoren ihr einen Vorwurf machen können, den nur Thörinnen fürchten können, wirft sie sich in eine unvernünftige Ehe als ihren letzten Zufluchtsort.

Statt einer Frauenakademie, wie sie Defoe vorschlägt, will Mary Astell einen „religiösen Zufluchtsort vor den Eitelkeiten der Welt". Hier sollen die Töchter der besseren Klassen erzogen werden, hier sollen die reiferen und ernsteren Frauen derselben Klassen einen Beruf finden zu ernsterer Lebensthätigkeit, Frauen, die keine eigene Familie haben; denn „die ganze Welt soll die Familie einer alleinstehenden Dame sein, weil engere Verpflichtungen ihren Geist nicht einschränken."

Die kleine Schrift hat zu ihrer Zeit viele Beachtung gefunden; sie ist in wiederholten Auflagen erschienen*) Sie war

*) Im British Museum findet sich eine Ausgabe von 1695, eine andere, erweiterte (in zwei Theilen) von 1697. Der zweite Titel der letzteren lautet: Part I, 4th edition, 1701; Part II, 1697.

ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Anna von Dänemark gewidmet. Zu ihrem Erfolge gehörte es freilich, daß sie dem Spott und der Verleumdung nicht entging. Denn als eine große Dame (die Prinzessin Anna oder die Lady Elizabeth Hastings) den Gedanken faßte, zehntausend Pfund im Sinne jenes Planes zur Erziehung und Hebung des weiblichen Geschlechts und zur Einrichtung eines solchen „Zufluchtsortes von den Eitelkeiten der Welt" herzugeben, kam alsbald der Bischof Burnet zu jener Dame und zeigte ihr die Gefahr dieses Planes, der auf die Wiedereinführung von päpstlichen Orden und Nonnenklöstern herauskomme. Mit Erfolg.*) Und weiter. Im „Tatler", dem vielgelesenen Blatte, in das Swift und Addison zu schreiben pflegten, wurde der Plan dem Gelächter Preis gegeben: es wird ein Besuch von Herren in dem Fräuleinstift geschildert und der Besuch endet nach vielem Augenverdrehen mit — allgemeinem Heirathen.**) Sie hat, sagt der „Tatler" von der als Madonella bezeichneten Verfasserin, sie hat durch tiefes Nachdenken gefunden, daß wo frühzeitiger Unterricht fehlt, der den zarten Seelen ihrer Geschlechtsgefährtinnen die wahren Ideen einprägt, diese späterhin niemals im Stande sind zu solch einer Höhe der Vollkommenheit zu gelangen, um über die Gesetze der Materie und der Bewegung erhaben zu sein — Gesetze, welche durch den sonstigen Unterricht in Kinderstuben und Schulen in erster Reihe gelehrt werden. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat sie den Plan eines College für junge Fräulein gelegt, in dem statt Scheren und Nadeln — Compasse, Quadranten, Bücher, Manuscripte, Griechisch, Latein und Hebräisch ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen sollen.

*) Vgl. Dictionary of National Biography, edited by Leslie Stephen. London vol. II (1885) s. v. Astell (Mary).

**) The Tatler. By Isaac Bickerstaff Esq. Nr. 32. 63. 1709.

Neben Defoe und Mary Astell trat noch eine dritte Schrift in denselben Tagen auf, auch von einer Dame, deren Anonymität aber nicht enthüllt ist. Irrigerweise*) hat man sie der

*) In dem Artikel von Karl D. Bülbring über „Mary Astell an advocate of woman's Rights 200 years ago" (The Journal of Education, a monthly Record and Review. London, published by William Rice, April 1 und May 1, 1891). Hier soll gegen einen anderen Artikel (Westminster Review, January 1891) das Verdienst der Mary Astell hervorgehoben werden, und dieserhalb wird ihr auch die oben erwähnte Schrift „An essay in Defence of the female Sex" (1696) zugetheilt. Indessen ich habe mich überzeugt, daß dieses ein Versehen ist. Allerdings schreibt der Catalog des British Museum die Schrift der Mary Astell zu, doch nähere Prüfung zeigt das folgende. Freilich ist auch dieses Büchlein der Prinzessin Anna von Dänemark gewidmet. Was steht aber in der Widmung: „Unser Geschlecht ist von Natur zärtlich für seine Kinder und darf noch größere Zärtlichkeit für die Kinder des Geistes als für die anderen in Anspruch nehmen, weil ihrer so wenig sind und sie so vielen Feinden bei ihrem ersten Auftreten in der Welt begegnen. Ich hoffe daher Verzeihung zu finden, wenn ich gleich einer nachsichtigen Mutter mich bemüht habe, mein erstes Buch zu fördern, indem ich es frühzeitig in Euer Hoheit Dienst gebracht habe." Also — „mein erstes Buch". Dieses ist 1696 erschienen; dagegen „An Advice to the Ladies" 1694. Neben diesem äußeren Grunde spricht gegen die Autorschaft der Mary Astell die Verschiedenheit der Schreibweise. Es fehlt darin der religiöse Ton, der bei der Astell sehr stark hervortritt. — Uebrigens ist die Mannigfaltigkeit der Ausgaben, von welcher Bülbring redet, nur eine scheinbare. Nach ihm gibt es zwei Ausgaben von 1696, eine dritte von 1697. Thatsächlich zeigt mir der Besitz des British Museum, daß die Ausgabe von 1697 ein bloßer Abdruck und zwar im buchstäblichen Sinne, ein Abdruck des Satzes von 1696 ist. Denn zwar fehlt das Druckfehlerverzeichniß der Ausgabe von 1696 in der Ausgabe von 1697. Aber die Druckfehler sind 1697 geblieben wie 1696. Das Papier ist in der Ausgabe von 1697 weißer als in der Ausgabe von 1696. Dieses aber mag an der bessern Conservirung des einzelnen Exemplars

Mary Astell zugeschrieben. Diese Schrift „Eine Abhandlung zur Vertheidigung des weiblichen Geschlechts“ ist eine Satire auf das männliche Geschlecht, in welcher die Verfasserin eine Reihe von männlichen Charaktertypen — einen Pedanten, einen Landedelmann, einen Gecken, einen Virtuosen, einen Poetaster u. s. w. — schildert, um an deren Eigenschaften zu zeigen, daß die dem weiblichen Geschlechte vorgeworfenen Eigenschaften sich bei dem männlichen Geschlechte gerade so und noch stärker finden. „Sie hängen uns eine lange Liste von Fehlern an und scheinen in der That nur einen Catalog ihrer eigenen Thorheiten und Laster angefertigt zu haben, nicht mit der Absicht sie zu bessern, sondern auf uns den Vorwurf abzuwälzen.“

Wie man sieht, ist dieses eine andere Tendenz, als die wir in den beiden früheren Schriften kennen lernten. Aber es zeigt an seinem Theile, daß damals von solchen Dingen viel die Rede war.

Auch in Deutschland hört man damals von ähnlichen Plänen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird in deutschen Zeitschriften der Gedanke einer „Jungfer-Akademie“ öfters erörtert. Manche Wendungen in diesen Projecten erinnern an die englischen Vorschläge.*) Da heißt es unter Anderem: „Wir meinen, die Wissenschaften sind dem Frauenzimmer nichts nutze, es werde dieselben nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere

liegen. Und so handelt es sich bei der scheinbaren zweiten Ausgabe nur um einen neuen Titel oder eine neue Jahreszahl.

Der Titel lautet: An essay in defence of the female Sex ... in a letter to a Lady, written by a Lady. London, for A. Roper and E. Wilkinson, Fleetstreet, 1696. Im selben Verlage die Ausgabe von 1697.

*) G. Steinhausen a. a. O.

Töchter in der dickesten Unwissenheit aufwachsen" u. s. w. Veit Ludwig von Seckendorff klagt seinerseits über die „große und unverantwortliche Nachlässigkeit, daß so wenig Sorge für die Unterweisung und gute Erziehung des weiblichen Geschlechts getragen wird".

Wenn dem aber so ist, dann befindet sich unser Zeitalter mit dieser Reformfrage in einer ähnlichen Lage wie mit so vielen anderen. Nicht sowohl, daß die Mißstände größer geworden sind, sondern daß eine stärkere Empfindung für dieselben sich verbreitet hat, — das ist der Grund, wenn man ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen kann. Ja, die Fortschritte selber sind es, welche nach größeren Fortschritten verlangen.

II.

Die ganze Frage nach Begabung, Beruf, Arbeitsgebieten des weiblichen Geschlechts ruht ebenso unzweifelhaft auf der natürlichen Differenz der beiden Geschlechter, wie die aus diesem Grunde zu ziehenden Folgerungen für die Beantwortung der Frage zweifelhaft sind. Denn es ist eben zu untersuchen, welche Tragweite jene natürliche Differenz in der historischen Entfaltung der beiden Geschlechter habe, welcher Art dieselbe bisher gewesen sei, wie sie in der Zukunft, wie sie für die heute schwebenden Reformfragen beschaffen sein solle.

Ueber die Schwierigkeiten dieser Frage hinweg zu kommen, hilft wenig ein Lehrsatz, den man neuerdings öfters und zwar mit dem Pathos besonderer Wissenschaftlichkeit wiederholt, den

man der neueren Naturwissenschaft und ihrer Entwickelungslehre entlehnt hat — der Satz von dem Naturgesetze fortschreitender Differenzirung. Es geht hier wie so oft mit den Analogien der Naturwissenschaft, durch die man die historische Welt erklären will. Sie reichen an die verwickelten Erscheinungen des historischen Stoffes nicht heran.

Schon zu einer Zeit, da derartige Analogien in der Wissenschaft noch nicht Mode waren, hat W. H. Riehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes" vor nun vierzig Jahren auf seine Art Aehnliches behauptet. Gegen die Bestrebungen der Frauenemancipation, welche die männliche Kleidung zu der gemeinsamen für beide Geschlechter machen wollte, wendete er ein, daß diese Tendenz statt eines Fortschritts vielmehr ein Rückschritt sei, da es ein Zeichen roher Culturstufen sei, daß Männer und Frauen die gleiche Tracht trügen, wogegen jede höhere Cultur zur schärferen Unterscheidung führe. Und wirklich berichtet uns Tacitus in seinem Buche über die Germanen*), daß die Frauen keine andere Kleidung als die Männer haben — ein Kennzeichen primitiver Cultur, das vollkommen zu den anderen stimmt, die Tacitus sonst über den damaligen Zustand der Germanen mittheilt. Ich meine nicht die Bemerkung, daß beide Geschlechter das Geheimniß der Schrift nicht kennen, sondern die andere, welche uns die Frauen als eine Art von Halb-Amazonen zeigt: die Genossinnen der Gefahren des Mannes, die „in der Schlacht wie im Frieden dasselbe dulden und dasselbe wagen". Freilich sagt uns Tacitus an einer anderen Stelle**) — und das ist ein Fingerzeig für den Werth jener Analogie von dem Gesetz der fortschreitenden Differenzirung

*) Cap. 17. Vergl. Cap. 18 und 19.
**) Cap. 15.

in ihrer Anwendung auf die Geschichte — daß eben dieselben Männer, die in Krieg und Beutezug so rüstig und ruhelos, die friedliche Arbeit nicht kennen, vielmehr, indem sie selber die Zeit des Friedens mit Schlafen, Essen, Trinken, Spielen und Nichtsthun zubringen, den Frauen, den Gebrechlichen, den Greisen, den Sklaven die Arbeit des Hauses und des Feldes überlassen. Welche größere Differenzirung aber kann es wohl geben, als diese?

Oder wenn wir von diesem Einzelbilde den Blick auf ein breiteres Gebiet vergleichender Völkerkunde und Culturgeschichte lenken, so sehen wir, daß gerade die letztere Differenzirung die älteste und allgemeinste ist, daß diese härteste Theilung der Arbeit, welche sich gründet auf die Schwäche des Weibes und auf den Mißbrauch dieser Schwäche durch die Starken, ein durchgehender Charakterzug roher Cultur ist*), der sich im Einzelnen wiederholt bei der Vergleichung der heutigen Völker Europas und innerhalb derselben bei den roheren Schichten jeder civilisirten Gesellschaft — so daß man mit Recht in dem Grade der Ueberwindung dieses Grundsatzes öfters den Maßstab hat finden wollen für die Culturhöhe eines heutigen Volkes.

---

*) „Könnten wir höher hinauf in die Vorzeit unseres Volkes dringen, so würden der Beweise noch mehr werden, daß auch bei den Germanen das Weib einmal jene tiefe Stellung einnahm, in der es bei allen Völkern auf niedriger Bildungsstufe erscheint.“ Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zweite Auflage. 1882. Bd. I, S. 90. „Wir haben gefunden,“ heißt es an einer anderen Stelle desselben Werkes (Bd II, S. 339), „daß die Germanen gleich allen anderen Völkern mit der rohen und derbsinnlichen Auffassung des Weibes als einer bloßen Sache und als eines Werkzeuges zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust begonnen haben . . . die Last des Tages ruhte fast allein auf seinen Schultern; Haus und Feld mußte es bestellen“ u. s. w.

Mit dieser einzigen Haupterscheinung der Differenzirung oder Arbeitstheilung ist die Unklarheit und der Selbstwiderspruch jenes Gesetzes der fortschreitenden Differenzirung gekennzeichnet, vermittelst dessen man die Grundfrage der heutigen Frauenbewegung lösen zu können meint.

Nicht nur fehlt ein Beweis dafür, daß jenes Gesetz der natürlichen Welt ein Gesetz der historischen Entwickelung ist, jede historische Betrachtung zeigt auch, daß gewisse Reihen von Thatsachen regelmäßig im Völkerleben auftreten, unter denen die einen die Differenzirung befördern, die anderen sie aufzuheben trachten. Es wäre abermals eine unhaltbare Verallgemeinerung, wenn man von einem Gesetze historischer Entwickelung sprechen wollte, das der Ausdruck einer constanten Fortbewegung zur Aufhebung der Ungleichheit sein sollte. Aber gewiß ist, daß die sociale Bewegung unseres Jahrhunderts keinen Charakterzug hat, der ihr so sehr eigen ist, wie dieser. Die Frage ist nur die, wie dieser Drang zur fortschreitenden Milderung der überkommenen Ungleichheit der socialen Classen oder die Verwirklichung der Idee der Gleichheit in Einklang zu setzen sei mit den entgegenstehenden Forderungen einer fortschreitenden Cultur. Und das ist im Allgemeinen dieselbe Frage, wie im Besonderen die Frage der eigenthümlichen Reformen im Gebiete der Frauenbewegung die ist, wie sich die neuen Ansprüche des weiblichen Geschlechts auf erhöhte Bildung, auf erweiterte Berufsgebiete gegenüber den bisher ausschließlich männlichen Berufsarten erfüllen lassen; mit anderen Worten, wie sich auch hier ein höherer Grad der Gleichheit durchsetzen läßt, ohne jene Gebote der Sonderung, der Ungleichheit zu verletzen, die gerade eine Stufe höherer Cultur setzt, damit die verschiedenen Gaben zu ihrer besten Verwendung, damit die Bedürfnisse der Gesammtheit zu ihrer vollen Befriedigung ge-

langen. Kein Naturgesetz über die fortschreitende Differenzirung gibt uns den mindesten Aufschluß darüber, wo dieser Kreuzungspunkt entgegengesetzter Forderungen unserer Cultur zu finden sei.

III.

Schon vorhin sahen wir, daß die Literatur vor zwei Jahrhunderten Zeugnisse aufweist, die den Vorwurf geistiger oder moralischer Inferiorität des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen mit der Vertheidigung zurückweisen, nicht die Natur, sondern die Verschiedenheit der Erziehung verschulde diese Inferiorität, oder die geradezu behaupten, die moralische Inferiorität oder Differenz bestehe nur in der Einbildung des männlichen Geschlechts, und welche diesem sein echtes Bild im Spiegel seiner Vorwürfe zurückwerfen.

Es gebührte dem Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution mit seinem Appell an die Natur und an die natürlichen Rechte, mit seinem Gegensatze des natürlichen oder vernünftigen Zustandes zu den Verirrungen der bisherigen Geschichte und Cultur, — es gebührte diesem Zeitalter, auch die Frage der Frauennatur aufzustellen und zu beantworten.

Nicht daß es häufig geschehen ist, daß es damals viel Interesse und vielen Beifall gefunden hätte. Es ist aber bemerkenswerth, es kennzeichnet die Folgerichtigkeit, mit der gewisse Richtungen eines Gedankenganges in einem Zeitalter sich durchzusetzen wissen, daß in Frankreich, England, Deutschland damals je ein namhafter Schriftsteller auftritt und im Geiste der Zeit die Antwort findet.

In Frankreich ist es Condorcet.*) Ihm ist die Gleichheit der Menschen die oberste Idee des Fortschritts. Unsere Hoffnungen, sagt er**) in seinem „Abriß der Fortschritte des Menschengeistes", unsere Hoffnungen über den künftigen Zustand des menschlichen Geschlechts lassen sich auf diese drei wichtigen Punkte zurückführen: die Zerstörung der Ungleichheit unter den Nationen; die Fortschritte der Gleichheit innerhalb desselben Volkes; endlich die wahrhafte Vervollkommnung des Menschen.

An einer anderen Stelle, in seinen „Denkschriften über den öffentlichen Unterricht"***), sagt er: Wenn das Gesetz alle Menschen gleich gemacht hat, so ist die einzige Unterscheidung, die sie in mehrere Classen trennt, diejenige, welche aus ihrer Erziehung entspringt. . . Die Pflicht der Gesellschaft besteht daher darin, daß sie jedem Menschen den nothwendigen Unterricht verschafft, damit er die gemeinsamen Pflichten des Menschen, des Familienvaters und des Bürgers erfüllen könne, damit er alle diese Pflichten empfinde und verstehe.

Derselbe Schriftsteller ist es denn auch, der für „die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht" in den Tagen der französischen Revolution sich ausgesprochen hat.†)

---

*) Caritat, Marquis de Condorcet, Oeuvres complètes. Paris 1804 (An XIII) 21 tomes. Neue Ausgabe: Oeuvres de Condorcet, publiées par A. Condorcet-O'Connor et M. F. Arago. Paris 1847.

**) Tableau des progrès de l'esprit humain. In der ersten Gesammt-Ausgabe (von 1804) tome 8 p. 320.

***) Mémoires sur l'instruction publique p. 6 (tome IX der Ausgabe von 1804). Zuerst erschienen in der Bibliothèque de l'Homme public, seconde année, tome I.

†) Sur l'admission des femmes au droit de Cité, im Journal de la Société de 1789 Nr. 5, wieder abgedruckt in der neueren Sammlung der Werke Condorcet's von 1847, tome X p. 121—130.

Die Gewohnheit, sagt er, läßt die Menschen die Vergewaltigung ihrer natürlichen Rechte hinnehmen bis zu einem Punkte, daß unter den derselben Beraubten Niemand daran denkt, sie zurückzufordern. Ja, einige unter diesen Vergewaltigungen gibt es, die sogar den Philosophen und den Gesetzgebern entgangen sind. . . Zum Beispiel, haben nicht sie Alle den Grundsatz der Gleichheit der Rechte verletzt, indem sie ruhigen Gemüthes die Hälfte des Menschengeschlechts des Rechtes beraubten, an der Gesetzgebung theilzunehmen, indem sie die Frauen von den Bürgerrechten ausschlossen? Damit diese Ausschließung nicht ein Akt der Tyrannei sei, müßte man entweder beweisen, daß die natürlichen Rechte der Frauen nicht dieselben sind, oder zeigen, daß die Frauen nicht fähig sind sie auszuüben. Nun sind die Rechte der Menschen lediglich der Ausfluß der Thatsache, daß sie vernünftige Wesen sind; weil aber die Frauen dies auch sind, haben sie nothwendiger Weise die gleichen Rechte.

Man wendet wohl ein, fährt Condorcet fort, daß keine Frau eine wichtige Entdeckung gemacht habe in den Wissenschaften, Beweise von Genie gegeben habe in den Künsten, in der Literatur; indessen man wird nicht behaupten wollen, daß nur den Männern von Genie das Bürgerrecht gewährt werde. Oder man behauptet, daß in dem Geiste oder dem Herzen der Frauen sich einzelne Eigenschaften finden, die sie von dem Genusse ihrer natürlichen Rechte ausschließen müssen? Da frage man zuerst die Thatsachen. Elisabeth von England, Maria Theresia, die beiden Katharinen von Rußland, sie haben bewiesen, daß weder die Kraft der Seele noch der Muth des Geistes den Frauen fehlt.

Oder man sagt, daß die Frauen niemals von der Vernunft geleitet werden. Diese Beobachtung ist falsch. Richtig

ist, daß sie nicht von der Vernunft der Männer geleitet werden, sondern von ihrer eigenen Vernunft. Ihre Interessen sind nicht dieselben; daher können sie, ohne wider die Vernunft zu verstoßen, sich von anderen Grundsätzen bestimmen lassen. Es ist eben so vernünftig für eine Frau, sich mit den Reizen ihrer Erscheinung zu beschäftigen, wie es für Demosthenes vernünftig war, seine Stimme und seine Gesten sorgfältig zu pflegen.

Man meint ferner, die Frauen hätten nicht eigentlich die Empfindung für die Gerechtigkeit. Diese Beobachtung ist richtiger, aber sie beweist nichts. Denn es ist nicht die Natur, sondern die Erziehung, die sociale Existenz, welche diesen Unterschied verursacht. Die eine wie die andere hat die Frauen daran gewöhnt zu fragen, nicht, was ist gerecht, sondern, was ist anständig?

Man würde (bei Ertheilung der politischen Rechte) den Einfluß der Frauen auf die Männer zu fürchten haben, wendet man ferner ein. Wir antworten, daß dieser Einfluß weit mehr zu fürchten ist im Geheimen als in der öffentlichen Discussion. Man würde, heißt es endlich, die Frauen von den Pflichten entfernen, welche die Natur ihnen vorzugsweise auferlegt hat. Das hat seine guten Wege, entgegnet Condorcet; denn im gegenwärtigen Zustand der Civilisation wird immer nur eine sehr kleine Zahl von Bürgern sich wirklich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen können.

Zur selben Zeit ist es in England eine Frau, welche dasselbe Panier ergreift — Mary Wollstonecraft, mit ihrem Buche über die „Vindication der Frauenrechte".*)

*) Vindication of the Rights of Woman: with strictures on

Sie ist die Gattin William Godwin's, des socialistischen Denkers, gegen den Robert Malthus seine Abhandlung über das Princip der Bevölkerungszunahme richtete. Sie dedicirt ihr Buch dem früheren Bischof von Autun, Talleyrand-Perigord, und sagt ihm in der Widmung die Worte: Wenn Ihr die Frauen von der Theilnahme an den natürlichen Rechten der Menschheit ausschließen wollt, so beweist zuvörderst — wenn anders Ihr den Vorwurf der Ungerechtigkeit und Inconsequenz abwehren wollt — daß sie der Vernunft entbehren. Sonst wird dieser Flecken an Eurer „Neuen Verfassung", der ersten, die angeblich auf die Vernunft gegründet ist, für ewig beweisen, daß die Männer in irgend einer Gestalt tyrannisch handeln müssen, und Tyrannei wird, in welchem Theile der Gesellschaft sie immer ihre eherne Stirne erhebt, allezeit die Sittlichkeit untergraben.

Sie bekämpft Rousseau, dessen Ansicht von der Natur und den natürlichen Rechten des Weibes die Grundlage war für das Verhalten seiner Schule in den Verfassungen der französischen Revolution. Von seinen Aeußerungen über das Verhältniß der beiden Geschlechter, im „Emile", sagt sie**): das ist die Philosophie der Wollust.

Das Gesetz der Natur, sagt sie, welches auch für die

political and moral subjects, London, printed for J. Johnson, No. 72, St. Paul's churchyard, 1792. 3d edition 1844, revised and reedited, London, William Strange. Neuerdings sind zwei Ausgaben erschienen, beide von Frauen eingeleitet, und zwar 1891 mit Vorrede von Mrs. Fawcett, London, Fisher Unwin; dann 1892, with an introduction by Elizabeth Robins Pennell, London, Walter Scott (The Scott Library). Diese letzte und die Ausgabe von 1844 liegen mir vor.

**) Ausgabe von 1892 p. 58.

Menschenwelt gilt, ist, daß dem männlichen Geschlecht größere physische Kraft gegeben ist. Jedoch, nicht zufrieden mit diesem natürlichen Vorzug, versuchen die Männer uns noch tiefer herabzudrücken, bloß um uns zu anziehenden Objecten des Augenblicks zu machen, und die Frauen nehmen dieses hin. Man entrüstet sich allenthalben gegen die Mann-Weiber, aber wo sind sie zu finden? Wenn darunter diejenigen verstanden sein sollen, die auf der Jagd sich tummeln, so stimme ich dem völlig bei; wenn aber die Nachahmung männlicher Tugenden damit gemeint ist oder, richtiger gesprochen, die Erlangung jener Vorzüge, welche den menschlichen Charakter veredeln, ob von Frauen oder Männern, so müssen alle tiefer Blickenden mit mir wünschen, daß die Frauen alle Tage mehr und mehr männlich werden. . .

Man hat, fährt sie fort, neuerdings mehr als früher von der weiblichen Erziehung gesprochen. Aber was sagt man? Es wird anerkannt, daß sie meist ihre jungen Jahre verwenden, um einen Flitter sich umzuthun, Stärke des Körpers und Geistes zu opfern für leichtfertige Schönheitsbegriffe, für das Ziel einer Heirath, als der einzigen Möglichkeit der Versorgung; daß sie dann, wenn sie Kinder haben, selber noch wie Kinder sich benehmen, sich putzen, schminken und dergleichen.

Vernunft und Erfahrung überzeugen mich, ruft sie an einer anderen Stelle aus, daß die einzige Methode, das weibliche Geschlecht zur Erfüllung seiner besonderen Pflichten anzuleiten, auf der Freiheit ruht, an den unverlierbaren Menschenrechten theilzunehmen. Macht sie frei, und sie werden schnell weise und tugendhaft werden, Hand in Hand mit den Männern; denn der Fortschritt muß ein wechselseitiger sein. Oder die Ungerechtigkeit, der die Hälfte des Menschengeschlechts unterworfen ist, wird den Zustand verlängern, in welchem die Tugend

des Mannes wurmstichig ist durch das Insect, das er unter seinen Füßen hält.

Lange ist diese stürmische Schrift (Godwin erzählt, sie sei in sechs Wochen niedergeschrieben worden) in England als eine Ausgeburt des Revolutionszeitalters betrachtet, verabscheut oder vergessen worden. Chalmers sagt davon, ganz im Geiste seiner Leser, sie sei dazu gemacht, ein Gemisch von Bewunderung, Mitleid und Verachtung zu erregen; sie habe manch eine wilde Theorie über den Charakter und die Pflichten des Weibes entwickelt. Jedoch schon die Thatsache, daß allmählich die Auflagen der Schrift erneuert wurden, zeigte, daß man, wie mit Anderem, so auch hiermit an die Ideen der Revolution anknüpfte. Als im Jahre 1844 die dritte Auflage der „Vindication“ erschien, wies deren Vorrede darauf hin, daß man günstiger davon zu denken beginne, daß im Augenblick nicht weniger als fünf Werke über denselben Gegenstand mit ähnlichen Anschauungen erschienen seien.

Aber auch Deutschland hatte in jenen Jahren des Revolutionszeitalters seinen Schriftsteller für die Frauenrechte. Es war der Königsberger T. G. von Hippel.

Im Jahre 1792 erschien zu Berlin ohne seinen Namen das Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ *).

*) in der Vossischen Buchhandlung. Ein Nachdruck erschien (Frankfurt und Leipzig) 1794. Eine neue rechtmäßige Auflage erschien Berlin, Voß 1842. Zuvor war, bald nach dem Tode Hippel's, dasjenige erschienen, was er zur Vorbereitung einer neuen Auflage aufgezeichnet hatte, als „Nachlaß über weibliche Bildung von T. G. von Hippel“, Berlin, Voß, 1801. Das Vorwort der Verlagsbuchhandlung sagt dazu, die erste Auflage sei noch in großer Anzahl vorräthig,

Ein merkwürdiges Buch, durchaus im Geiste der beiden westeuropäischen Autoren und des Revolutionszeitalters. Reizvoll zu lesen für die Gegenwart und im Angesichte der heutigen deutschen Frauenbewegung, wenn auch der Reiz sich auf den Inhalt beschränkt und die Form des Reizes entbehren mag. Gerade so wie die Zeitgenossen vor den kühnsten Consequenzen nicht zurückschreckend, keinen Gegensatz bemerken lassend zwischen den Erlebnissen in der staatlichen Cultur des Westens und der Wirklichkeit des östlichen Gemeinwesens — und eben dieses so recht im Sinne der Zeit. Im Einzelnen Vieles, was hellen Lebensverstand zeigt, ja was seine Anerkennung von den Thatsachen unterdessen erzwungen hat oder was eben jetzt durch die Bewegung mit guten Aussichten gefordert wird.

Dabei ist das Buch Hippel's, mit den anderen verglichen, das inhaltreichste und vielseitigste. Denn Condorcet hat seine Aufgabe beschränkt auf die Folgerichtigkeit der politischen Gleichberechtigung durch den Unterschied des Geschlechts hindurch, und hat sie gelöst in kurzen Journalartikeln. Mary Wollstonecraft schreibt wohl ein Buch wie Hippel, von ähnlichem Umfange; aber es ist ein turbulenter Protest mit ewigen Wiederholungen. Hippel plaudert und erzählt mit breitem Humor Erlebtes, und noch viel mehr Erlesenes, dessen Bunterlei an Jean Paul erinnert, nicht sonderlich geordnet oder methodisch, aber doch in einer Weise, daß er das Ganze der Frage erschöpft.

Von einer Untersuchung darüber, ob es neben dem Unterschiede des Geschlechts noch andere Unterschiede zwischen Mann und Weib gebe, geht Hippel zu einer geschichtlichen Betrachtung älterer und neuerer Zeiten über, um festzustellen, woher die

---

daher beschränke man sich zunächst auf die Herausgabe der erheblichen Verbesserungen, die der Verfasser beabsichtigt habe.

Ueberlegenheit des Mannes über die Frau entstanden sei. Er gelangt dann zu seinen Verbesserungsvorschlägen, unter denen ihm die Forderungen der staatlichen Gleichberechtigung voranstehen, danach die übrigen erörtert werden.

Soll es denn immer mit dem anderen Geschlechte so bleiben, wie es war und ist? ruft Hippel aus. Sollen ihm die Menschenrechte, die man ihm so schnöde entrissen hat, sollen ihm die Bürgerrechte, die ihm so ungebührlich vorenthalten werden — auf ewig verloren sein? Soll es im Staat und für den Staat nie einen absoluten Werth erhalten und immerdar beim relativen bleiben? . . . Die neue französische Constitution verdient meine Vorwürfe, weil sie für gut fand, einer ganzen Hälfte der Nation nicht zu gedenken. Wir irren, wenn wir uns überreden, daß Weiber für die Ehrensache der Menschheit, für den Kampf der Freiheit mit der Alleingewalt keine Sinne besitzen. Johnson sagt, man könne so sehr ein Mann nach der Welt sein, daß man nichts mehr in der Welt ist; sollte man nicht weit eher so sehr ein Staatsbeamter sein können, daß man zu der Ehre ein Staatsbürger zu sein unfähig ist? Wahrlich, um sich wieder zu orientiren, sollte man die Weiber zum Staatsdienste vociren — wozu sie unstreitig einen göttlichen Ruf haben, an dem es den meisten Taugenichtsen von hohen Staatsbeamten ermangelt. . . Ist es nicht unverzeihlich, die Hälfte der menschlichen Kräfte ungekannt, ungeschätzt und ungebraucht schlummern zu lassen? . . . In allen Gesellschaften, woran Weiber theilnehmen, verbreitet sich Anstand; und sollte dies nicht auch der Fall beim Staate sein, in dessen Geschäfte ein anderes Licht und Leben kommen würde, wenn Weiber den Zutritt hätten, in ihnen ihr Licht leuchten zu lassen und ihnen einen anderen Schwung beizulegen? . . . Schon fängt der Gedanke an, sich je länger je mehr zu regen, daß nur Gleiche

zwischen Gleichen entscheiden können, wenn Recht nicht ein todter Buchstabe bleiben soll. Würde es indessen nicht ein schnödes Unrecht sein, den Weibern die Richter- und Schöppenstühle zu verschließen?

Allein, genug dieser Aeußerungen, die auf den Mittelpunkt der Gleichberechtigung gerichtet sind im Sinne jenes Zeitalters und uns nur zur Bewunderung des abstracten Gedankenflugs reizen. Daran schließt sich dann eine Fülle von Anregungen, die mitten in unsere heutige Wirklichkeit hineingreifen. Hippel verlangt gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter für den gemeinsamen Staatsberuf. Aber er verlangt ihn auch für näher liegende Zwecke, und er trennt ihn wiederum je nach dem Bedürfniß dieser Zwecke. So ruft er aus: Väter des Staats, errichtet Schulen für die Weiber, wo das, was zum Unterhalte und zur Nahrung des Menschen dienen soll, näher geprüft und untersucht wird; wo sie gelehrt werden, Speise und Trank auf eine unschädliche und schmackhafte Weise zu bereiten, und das Leben und die Gesundheit der Staatsbürger zu sichern. Aber auch in moralischer Rücksicht wäre es den Sitten und dem Staate vortheilhaft, wenn den Weibern gestattet würde, Arzneikunde zu üben. Weibliche Aerzte müßten sich weit eher das Zutrauen bei den Kranken ihres Geschlechts erwerben. . . Schamhaftigkeit, ist sie nicht oft die Ursache, daß Mädchen Gebrechen so lange verheimlichen, bis dieselben nicht mehr zu heben sind?

Aus sittlichen Gründen ferner beanstandet Hippel männliche Tanzmeister, Singmeister, Haarkräusler, Schneider, Schuster — und (was uns ein überraschendes Zeugniß aus der damaligen Zeit) „auch die weibliche Kleidung sollte durch Weiber angemessen und angefertigt werden“.

IV.

Zunächst sind es die Socialisten, welche (hier wie an manchen anderen Punkten) die Forderungen der Revolution wieder aufnehmen oder fortentwickeln. Die Schüler Saint-Simons lehren*): „Das Christenthum hat die Frauen aus der Knechtschaft gezogen, aber es hat sie zur Unterordnung verdammt; und allenthalben in dem christlichen Europa sehen wir sie noch in religiöser, politischer, bürgerlicher Rechtlosigkeit gebunden. Die Saint-Simonisten verkündigen ihre endgültige Befreiung, doch ohne darum das heilige Gesetz der Ehe abschaffen zu wollen. Sie verlangen wie die Christen, daß ein einziger Mann vereinigt sei mit einem einzigen Weibe, aber sie lehren, daß die Gattin dem Gatten gleichgestellt und daß sie ihm in der Ausübung des dreifachen Berufs, des Tempels, des Staates und der Familie, zugesellt sein soll."

Statt anderer Aeußerungen mag diese Stelle aus der weitschichtigen Literatur des Socialismus genügen. Sie sagt uns, was die Jahre der großen Revolution uns bereits kennen gelehrt haben.

Wir wenden uns unmittelbar zu jenem bedeutenden englischen Philosophen und Nationalökonomen, der sich auch an dieser Seite mit den Socialisten berührt, zu Stuart Mill's Schrift über die Unterthänigkeit des weiblichen Geschlechts (The Subjection of Women), die im Jahre 1869 erschien. Er erklärt darin, daß das Princip, welches die bestehenden socialen

*) Religion Saint-Simonienne. Lettre à M. le Président de la chambre des Députés. Paris 1 Octobre 1830. Bazard-Enfantin, chefs de la Religion Saint-Simonienne, p. 6.

Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern regelt, die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere, in sich selbst falsch und gegenwärtig eines der Haupthindernisse für den menschlichen Fortschritt sei, und daß es durch ein Princip vollkommener Gleichheit ersetzt werden müsse, welches kein Vorrecht auf der einen Seite, keine rechtliche Unfähigkeit auf der anderen zulasse. Mill hatte bereits in seinen älteren Werken, so in seinen Grundsätzen der politischen Oekonomie, in den Betrachtungen über die Repräsentativregierung, in dem (seiner Gattin gewidmeten) Büchlein „über die Freiheit" sich leidenschaftlich für die volle Gleichstellung der Frauen ausgesprochen. Im Jahre 1851 hatte Mill's Gattin in der „Westminster Review" einen Aufsatz für das Frauenstimmrecht veröffentlicht — jene Gattin, von der Mill nach ihrem Tode sagte, Alles, was er seit vielen Jahren geschrieben habe, gehöre ihr ebenso sehr, wie ihm selber.

Nach Mill ist die sociale Unterordnung des weiblichen Geschlechts eine isolirte Erscheinung inmitten der modernen gesellschaftlichen Einrichtungen, ein vereinsamter Bruch ihres fundamentalen Gesetzes, ein vereinzelter Rest aus einer alten Welt des Denkens und Handelns. Der Hauptgegensatz der modernen Welt gegen die vergangene, des neunzehnten Jahrhunderts gegen alle früheren besteht nach ihm darin: daß die Menschen ferner nicht mehr durch ihre Geburt auf den Platz gestellt werden, welchen sie im Leben einnehmen sollen, sondern frei sind, ihre Fähigkeiten zu bethätigen und alle Gelegenheiten zu benutzen, um dasjenige Loos zu erreichen, welches ihnen am wünschenswerthesten erscheint. Davon macht die rechtliche Stellung des weiblichen Geschlechts eine schreiende Ausnahme: die Frauen werden durch die alleinige Thatsache ihrer Geburt einer Anzahl von Beschränkungen und Verkürzungen unterworfen, die dem

anderen Geschlechte nicht entgegenstehen. Neben der Gestaltung des Eherechts, welches in England, zum Theil auch in anderen Ländern, bekannte Härten besitzt, erörtert Mill namentlich den Anspruch und die Befähigung des weiblichen Geschlechts für die Gleichstellung in den Berufsarten des Lebens.

Er verwirft die Berufung auf die bisherige Erfahrung, durch die man die gegenwärtige Stellung der Frauen zu rechtfertigen sucht. Die Erfahrung könne für sich nicht entschieden haben zwischen zwei Wegen, von denen der eine bisher allein betreten worden sei. Aus der bisherigen Erfahrung könne man nur den bindenden Schluß ziehen, daß die Menschheit unter der bestehenden Einrichtung hat leben und das erreichen können, was sie erreicht hat; keine Erfahrung sei vorhanden über die weitere Frage, ob das Erreichte größer oder ebenso groß ist, wie das, was man auf dem anderen Wege hätte erreichen können. Indessen dafür spreche die Erfahrung, daß mit jedem Fortschritt in der menschlichen Entwickelung die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts erhöht worden ist.

Er verwirft die Berufung auf die „Natur“ der beiden Geschlechter, welche das Bestehende rechtfertigen soll. Was man heute Natur des Weibes nennt, sei ein höchst künstliches Ding sehr zusammengesetzter Art, ein historisches Product von Jahrtausenden, und zwar herbeigeführt auf jenem einseitigen Wege, den man bis zur Stunde noch festhalte. Von den natürlichen Gaben des Weibes und des Menschen überhaupt werde man dann erst mit wissenschaftlicher Sicherheit reden dürfen, wenn man die bisher kaum begonnenen Untersuchungen über die psychologischen Gesetze der Charakterbildung vollendet hat. Am wenigsten sollten Engländer, meint Mill, zu behaupten sich unterfangen, was natürlich und was nicht natürlich ist. Nirgends in der Welt zeige die menschliche Natur so wenig

von ihren ursprünglichen Linien. Die Engländer seien mehr als irgend ein anderes Volk ein Product der Civilisation. England sei das Land, in welchem die sociale Disciplin am weitesten gediehen sei und Alles unterdrückt habe, was ihr widerstrebe. In England habe die Sitte größtentheils die Natur ersetzt: der größere Theil des Lebens wird hingebracht, nicht indem man der Neigung folgt, unter der Controle der Sitte, sondern indem man gar keine andere Neigung hat, als der Sitte zu folgen.

Man hat eingewendet, der anatomische Nachweis sei erbracht für die geringere geistige Fähigkeit des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen. Das Hirngewicht sei bei Frauen kleiner als bei Männern. Diese Thatsache bestreitet Mill. Wenn man sie aus der Kleinheit der Gestalt folgere, so würden sich daraus verhängnißvolle Consequenzen für die Individuen des männlichen Geschlechts ergeben. Dazu sei festgestellt, daß manche Frauen ein ebenso großes Gehirn haben als Männer. Ja, ein Forscher, der viele menschliche Gehirne gewogen, habe gefunden, daß das schwerste darunter das Gehirn einer Frau gewesen. Jedoch die Hauptsache sei unerwiesen, nämlich, daß von der Größe des Gehirns allein das Maß der geistigen Fähigkeiten abhänge. (Ein deutscher Naturforscher, der die von Mill bekämpfte Ansicht öffentlich vertreten, soll das Mißgeschick gehabt haben, daß sein eigenes Hirngewicht sich nach seinem Tode als auffallend klein ergab, um so auffallender durch den Contrast zu seiner colossalen Körpergestalt.)

Soweit aber historische Erfahrung vorhanden sei, spreche sie für die Fähigkeit des weiblichen Geschlechts, in den Berufsarten des Lebens den Männern gleichgestellt zu werden. Mill hat in der Geschichte Indiens gefunden, daß unter den Regierungen der Hindu, so oft eine Herrschaft stark, wachsam und

wirthschaftlich geführt, so oft die Ordnung gewahrt worden ohne Unterdrückung, die Cultur im Wachsen, das Volk gedeihend — in drei Fällen von vieren das Regiment in Frauenhänden gewesen. (Die Regentschaft falle dort häufig an die überlebenden Wittwen während der Minderjährigkeit der Thronfolger.) Er reiht daran eine Anzahl von Beispielen aus der Geschichte Europas. „Ist es vernünftig," fragt er, „anzunehmen, daß Diejenigen, welche fähig sind zu den höheren Functionen der Politik, unfähig seien zu den niederen?"

So weit Stuart Mill. Wir haben ihn als Wortführer statt mancher Anderer reden lassen, und die seinen Worten Beifall rufen, die sind heute weit zahlreicher, als zu der Zeit, da sein Buch erschien. Wohl hat damals die öffentliche Meinung der herrschenden Classen von England sich gegen ihn entrüstet und neben anderen lautete das Verdict der „Edinburgh Review"*): „Wir verwerfen seine Hypothese ganz und gar, daß das Weib ein Mann in Unterröcken sei; es ist nicht so, es war niemals so, und wir hoffen zuversichtlich, es wird niemals so sein."

Und dennoch, wenn heute Mill die Entwickelung der Dinge in England, in andern Ländern ansähe, wenn er vergliche das, was damals bestand, als er schrieb, und was unterdessen in dieser Sache geschehen ist, er würde weit mehr Anlaß haben, zufrieden zu sein, als Diejenigen, welche ihm jenes Verdammungsurtheil entgegensetzten.

Eine andere Frage allerdings ist es, ob der principielle Standpunkt, den Mill vertreten hat, sich aufrecht erhalten läßt, ob dieser unterdessen durch die Kraft seiner Gründe gewonnen hat. Und da läßt sich nicht verkennen, daß die Stärke dieses

*) October 1869; vol. 130, p. 602.

Standpunktes in demjenigen liegt, was von ihm aus bestritten wird. Mill hat vollkommen Recht, wenn er den positiven Behauptungen seiner Gegner energischen Zweifel entgegensetzt, wenn er den beliebten Einwand von der „Natur" des Weibes auf ein aus beschränkter historischer Erfahrung entstandenes Vorurtheil zurückführt, wenn er weitere Erfahrungen verlangt, bevor man im Stande sei, über natürliche Begabung, Beruf, Arbeitsgebiet, Fähigkeit zur Gleichstellung des weiblichen Geschlechts mit dem männlichen ein wissenschaftlich begründetes Urtheil abzugeben. Er hat Recht, wenn er zeigt, daß hier — wie es so oft geschieht — dem geschichtlich Gewordenen der täuschende Schein des natürlich Gegebenen, dem sich wandelnden Stoffe menschlicher Freiheit und menschlichen Fortschritts das Wesen des objectiv Gebundenen beigelegt wird, um das Bestehende als das ewig Nothwendige darzustellen. Eine Beschränktheit der historischen Ansicht, welche man bei diesem wie bei anderen Gegenständen durch den einfachen Hinweis widerlegen kann, daß jedes Zeitalter etwas Anderes als „natürlich" angesehen hat, daß etwa unsere heutige höhere Töchterschule, die der Gegenwart so ohne Maßen natürlich vorkommt, den Zeitgenossen von Daniel Defoe als ein überspanntes Project zur Frauenemancipation erschienen ist; daß es vor nicht vielen Jahrhunderten als der weiblichen Natur zuwiderlaufend angesehen worden, die Frauen schreiben und lesen zu lehren, und dergleichen mehr.

Auch in einem anderen, zutreffenderen Sinne verstanden ist der Begriff der „Natürlichkeit" des Weibes nicht so weitreichend, wie seine Anwälte ihm zuzuschreiben geneigt sind. Ich meine die Natürlichkeit im Sinne der Naturwissenschaft. Unzweifelhaft weiß uns der Gynäkolog von der natürlichen Sonderart des Weibes, wie es ist und wie es sein wird, viel zu erzählen,

was er besser weiß und was wir gern glauben wollen. Er vergißt nur, wenn er damit alle historische Erkenntniß ablehnen, alle historische Fortentwickelung abschneiden will, daß er damit sein Object zu einem überhaupt naturwissenschaftlichen herabwürdigt. Selbst wenn wir ihm einräumen wollten, daß der erfahrungsmäßige Gedankenkreis seiner Wissenschaft über die Natur des Weibes Aufschlüsse liefert, die dessen Beruf in den Bereich der Mutterpflichten festbannen, so stände er doch mit leeren Händen der großen Zahl von weiblichen Wesen gegenüber, die nun einmal dieser Pflichten nicht theilhaftig werden — in Folge von Zusammenhängen, die auf anderem als naturwissenschaftlichem Boden entspringen.

Und dieses wäre nicht die einzige Kategorie von Fällen, da eine Tendenz natürlicher Erscheinungen im Volksleben auf Hindernisse stößt, die überwunden sein wollen durch Maßregeln, welche den Conflict der Natur und der Cultur lösen. Das ganze Geschlechtsleben der Menschheit, und gerade im Culturzustande, bildet Analogien dazu.

Ich sagte, wenn wir ihm zugeben wollten, daß die Naturwissenschaft ein zureichendes Urtheil über die Natur des Weibes liefert. Aber ich gebe es nicht zu. Wie sich das Weib entwickelt, wie es sich entwickelt hat, wie es sich fernerhin entwickeln kann, das sind Aufgaben mindestens eben so sehr der historischen Forschung wie der naturwissenschaftlichen, ja weit überwiegend der ersteren.

Selbst jene Freunde der Frauenbewegung, welche wohlmeinend in dem „natürlichen" Beruf des Weibes den unwandelbaren Ausgangspunkt suchen, um daraus jede Entwickelung als Nothwendigkeit im Sinne der Natur abzuleiten — sie beweisen mehr den guten Willen oder den Eifer um einen zwingenden Beweis für das gute Recht ihrer Bestrebungen, als

daß sie auf diesem Wege etwas Befriedigendes erreichen könnten. Würde etwas dabei herauskommen, wenn der Beruf und die Berufsarten des Mannes aus seinen Vaterpflichten abgeleitet werden wollten? Und würde man mehr damit erreichen, als den Vorurtheilen und der Beschränktheit ein Vergnügen zu machen, wenn man den Beruf derjenigen Männer, die nicht Väter sind, erst durch eine künstliche Analogie mit den echten Vaterpflichten zu rechtfertigen suchte?

Ja, sind denn Mutterpflichten, Vaterpflichten selber etwas physisch Gegebenes? und sind sie vielmehr nicht selber der historischen Entwickelung unterthan?

Minder stark ist Mill's Standpunkt in dem, was er positiv verlangt.

Er bestreitet, daß die Gegner der Gleichstellung des weiblichen Geschlechts von der bisherigen Geschichte der Menschheit eine zureichende Erfahrung haben, um die Natur des Weibes zu beurtheilen. Er bleibt seinerseits den Beweis schuldig dafür, daß die Anwälte der Gleichstellung in der Lage sind, eine zureichende Erfahrung anzurufen. Die Herrscherinnen von Indien und die Königin Elisabeth, die gelehrten Nonnen des Mittelalters, die Dichterinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen dieses und früherer Jahrhunderte bis herab zu den neuesten Erlebnissen an dem Studium des weiblichen Geschlechts — dieses und vieles Aehnliche gewährt doch nicht einen solchen Grad von zwingender Beweiskraft zu Gunsten der Gleichstellung, wie es zur Widerlegung der gegnerischen Behauptung ohne Zweifel beweiskräftig genug ist.

In diesem Gegensatze des Mill'schen Standpunktes zu den Vertheidigern des Alten beobachten wir vielmehr die beiden

Hälften, in die alles Historische so oft auseinanderfällt zufolge der subjectiven Ansicht seiner Betrachter. Die Einen sehen allein das Gewordene, die Anderen allein das Werden. Die Einen betonen das Recht der Vergangenheit, die Anderen das Recht der Zukunft. In der Gegenwirkung gegen den Geist des Revolutionszeitalters, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einsetzte, war es Sitte geworden, den unhistorischen Charakter dieses Geistes zu verurtheilen. Unhistorisch war er indessen nur im Sinne seiner Gegner; er vertrat in Wahrheit die andere Hälfte des Historischen, die niemals stille stehende Umgestaltung des geschichtlich Ueberkommenen. Die nach ihrer eigenen Meinung ausschließlich historische Ansicht ist der Gefahr ausgesetzt, am Alten haftend die Nothwendigkeit des Fortschritts zu verkennen und damit die oberste Eigenschaft alles Geschichtlichen; ihr Verständniß für das Bestehende entartet leicht zu einer Stimmung, welche sich dem Neuen verschließt. Die vorwärtsdrängende Ansicht dagegen reißt sich von dem Bestehenden los und eilt, ihr Ideal möglichst schnell in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie unterschätzt den Werth der bisherigen Erfahrungen, sie sieht die Schwierigkeiten nicht, die es macht, das Neue mit dem Alten zu vermitteln; sie mißachtet die Pflicht jeder verständigen Reform, an das bisher Gewordene schrittweise anzuknüpfen.

Hiermit hängt namentlich ein Gesichtspunkt zusammen, der, wie für alle socialen und politischen Neuerungen, so auch für die Frauenbewegung betont werden muß. Es ist die Verschiedenheit der Fortschritte nach Land und Volk. Innerhalb der Gemeinschaft des Culturlebens, welche zwischen den Völkern europäischer Gesittung besteht, und welche zur Folge hat, daß die großen Charakterzüge des Verfassungswesens, der Parteien, der gesellschaftlichen Umgestaltungen eine unverkennbare Aehnlich-

keit von Volk zu Volk sichtbar werden lassen — innerhalb dieser Gemeinschaft gibt es wichtige Verschiedenheiten, welche die Folge der eigenthümlichen Erlebnisse jedes Volkes, seiner besonderen Beschaffenheit, seiner Schicksale in Krieg und Frieden, des Tempos seiner staatlichen und wirthschaftlichen Entwickelung sind. Wenn wir Deutschland etwa mit England vergleichen, so finden wir neben dem vielen Gleichartigen, das zumal in der neuesten Zeit hervortritt, einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden. Die Muster des englischen Staatslebens und der englischen Volkswirthschaft, die so großen Einfluß auf Deutschland, auf ganz Europa und darüber hinaus geübt haben, bedeuten, daß England voraufgegangen ist, daß die anderen Völker gefolgt sind. Dieser Abstand der Entwickelungsstufen ist ein hauptsächlicher Grund der Verschiedenheit. Wie für andere Reformen, so auch für diejenigen, welche die Frauenbewegung anstrebt.

Dies zeigt sich darin, daß die politische Seite derselben, die in England, in Amerika, in den englischen Colonien eine so große Rolle spielt, für Deutschland völlig in den Hintergrund tritt. In England hat die Erweiterung der Theilnahme am öffentlichen Leben durch die verfassungsmäßigen Mittel der Stimmrechte in Staat und Gemeinde sich in langsamem Fortschritte Bahn gebrochen, indem das wachsende Recht des Volkes seiner wachsenden Fähigkeit zu dieser Theilnahme gefolgt ist. Es entspricht diesen Voraussetzungen und den im Ganzen günstigen Erfahrungen, die man gemacht hat, daß fernere Fortschritte versucht werden, vermöge deren das öffentliche Recht über die Schranken des männlichen Geschlechts hinaus erweitert wird.*) Die mit diesen Versuchen im Einzelnen erreichten Er=

*) Es bestehen für die Erlangung des Frauenstimmrechts in Groß=

folge, das, was gegenwärtig schon in der englischen Schulverwaltung, was in den neuenglischen Gemeinwesen jenseit des Weltmeeres dadurch geleistet wird, sind nach englischer Weise ein empirischer Unterbau für weitergehende Bestrebungen. Welche Aussichten diese nun auch haben mögen, und was man sich auch von ihnen versprechen mag, bis jetzt sind selbst in den Vereinigten Staaten die Erfolge beschränkte. — Eins ist gewiß: die deutsche Frauenbewegung handelt weise daran, daß sie diese Seite der Sache auf sich beruhen läßt. Im bedauernswerthen Gegensatze zu englischer Staatsweisheit hat Deutschland mit unverantwortlicher Plötzlichkeit das allgemeine gleiche Wahlrecht für seinen Reichstag angenommen, hat unvermittelt das weitestgehende Recht auf Voraussetzungen gepflanzt, die nach der ganzen bisherigen politischen Entwickelung, nach dem Culturzustande mindestens eines sehr großen Theiles der Bevölkerung das gerade Gegentheil von dem waren, was der gelehrte Tiefsinn unserer historischen Rechts- und Staatsschulen über die Continuität des öffentlichen Rechts so lange gepredigt hatte. Die bitteren Folgen dieses eminent „unhistorischen" Verfahrens sind nicht ausgeblieben, und sie werden in Zukunft nicht ausbleiben; an ihnen wird das deutsche Staats- und Parteileben

---

britannien namentlich folgende Gesellschaften: 1) The Women's Franchise League, deren Honorary Secretary Mrs. Jacob Bright ist. 2) National Society for Women's Suffrage. 3) Central National Society for Women's Suffrage. Eine Hauptfrage, die sie scheidet, ist die, ob verheirathete Frauen eben so wohl das Stimmrecht erhalten sollen wie unverheirathete Frauen und Wittwen. Die Schrift über den Stand der Sache ist „Women's Suffrage" von Mr. Ashton Dilke und Mr. Woodall M. P.; ferner Charlotte Carmichael Stopes, British Freewomen. Beide bei Swan Sonnenschein & Co. London erschienen.

noch manch ein Jahrzehnt zu tragen haben. Sehr wenig rathsam wäre es, die Schwierigkeiten dieses Zustandes in das Unberechenbare zu steigern durch Ausdehnung jener demokratischen Rechte auf das weibliche Geschlecht.

Auch besteht nicht die mindeste Nothwendigkeit für die deutsche Frauenbewegung, um irgend einer Folgerichtigkeit willen solche Forderungen aufzustellen. Es ist vielmehr bezeichnend, daß es regelmäßig die Gegner der Sache sind, welche auf solche Consequenzen hinweisen, um die Gefahren zu zeigen.

Ja noch mehr. Diese Consequenzen beschränken sich nicht auf das Frauenstimmrecht; sie führen die Frauenwehrpflicht in das Gefecht und glauben den allergrößten Trumpf auszuspielen. So ist es neuerdings nicht bloß in dem mittelmäßigen Theaterstücklein eines alten Comödianten, sondern sogar in der Rectoratsrede einer deutschen Universität geschehen. Ist es wirklich der Mühe werth, darauf eine ernsthafte Antwort zu geben? Und ist solchen Gegnern völlig unbekannt, daß ein großer Theil der Männer im Deutschen Reiche körperlich unfähig ist, die Wehrpflicht zu leisten?

Der einzig stichhaltige Standpunkt für diese wie für jede Reform ist der, daß man an das Gegebene anknüpft.



Drittes Buch.

Die Ziele der Gegenwart.



I.

Was ist das Gegebene?

Wenn wir die Statistik um Antwort darauf fragen, so schweigt sie über den größten Theil dessen, was heute und herkömmlich die Frauenarbeit leistet. Die gesammte Berufsarbeit, welche in Haus und Familie durch die Gattin, die Töchter, die Verwandten des Hauses gethan wird, also das eigentliche Hauptgebiet weiblicher Thätigkeit, über dessen Bedeutung so große Uebereinstimmung herrscht, daß Meinungsverschiedenheiten darüber nur Fragen zweiter Ordnung betreffen — sie fällt aus demjenigen, was die Statistik üblicher Weise und so die Berufszählung des Deutschen Reiches im Auge hat, völlig heraus. Denn der Statistik ist es darum zu thun, diejenige Arbeitstheilung zu ermitteln, nach welcher sich die Erwerbsthätigkeit gliedert, die aus dem eigenen Hause heraus tritt; ziffernmäßig festzustellen den so oft angerufenen Umfang der landwirthschaftlichen Production gegenüber der gewerblichen, den Umfang des Großbetriebes gegenüber dem Kleinbetriebe, die Entwickelung nachzuweisen, welche in diesen Richtungen während der neuesten Zeit Platz gegriffen hat, und vielerlei Anderes, was hiermit zusammenhängt. Auch die Entwickelung der weiblichen Arbeit neben der männlichen verfolgt sie mit begründetem Interesse. Aber sie läßt unbeachtet jenes weite Gebiet weiblicher Arbeit,

welches um den häuslichen Herd und in der Familie sich entfaltet, und welches zu allen Zweigen der Erwerbsthätigkeit in gleicher Weise die regelmäßige Ergänzung bildet. Nur die weiblichen Dienstboten zählt sie mit, weil sie diese Arbeit in fremdem Hause verrichten.

Um so beachtenswerther ist die Thatsache, daß in der Masse der von der Statistik gezählten Erwerbsthätigen folgende Gruppen der weiblichen Berufsarbeit sich befinden*): neben überhaupt $13^1/_3$ Millionen männlicher Erwerbsthätiger gab es $4^1/_4$ Millionen weiblicher Erwerbsthätiger, dazu $1^1/_4$ Million weiblicher Dienstboten. Von jenen $4^1/_4$ Millionen kam der größere Theil auf die Landwirthschaft (reichlich $2^1/_2$ Millionen), dann mehr als 1 Million auf die Gewerbe, nahezu $^1/_3$ Million auf Handel, Verkehrsanstalten, Gast- und Schankwirthschaften, endlich auf freie Berufsarten und amtliche Stellungen 115 272 (neben 464 050 männlichen Personen dieser Kategorie).

Hieraus ergibt sich, daß nicht nur in der ungezählten Menge jener weiblichen Personen, deren Arbeit dem eigenen Herde zugewandt ist, sondern auch in der Erwerbsthätigkeit des Marktes eine Anzahl weiblicher Berufsarbeiter sich findet, welche so groß ist und in so viele Berufsarten eingreift, daß für sie der Ruf nach Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts regelmäßig keinen Sinn hat, auch thatsächlich nicht erhoben wird. Der Kampf der Frauenbewegung Deutschlands (wie anderer Länder) ist nicht ein Kampf um die Masse der Arbeitsgebiete, sondern um die Höhe der Arbeitsgebiete. Daher kommt es, daß dieser Kampf nicht die Massen der weiblichen Arbeiterschaft hinter sich hat, sondern eine Minderzahl des gebildeten Mittelstandes; daß er nicht auf einer Bewegung des

*) Berufszählung des Deutschen Reiches vom 5. Juni 1882.

Proletariats, sondern auf den Bestrebungen engerer und höherer Schichten ruht.

In der That ist die Quantität weiblicher Erwerbsarbeit so groß, daß die wirklichen Reformbestrebungen sich auf deren Verminderung richten, woher wir zweierlei Bewegungen gegenüber dem Zustande weiblicher Arbeit haben (in Deutschland wie in England, Frankreich, der Schweiz u. s. w.), die sich scheinbar einander widersprechen — die eine auf Einschränkung der Frauenarbeit gerichtet, die andere auf Erweiterung der Frauenarbeit. Die Erklärung des scheinbaren Widerspruches liegt darin, daß sie im Wesentlichen sich auf verschiedene Arbeitsgebiete erstrecken. Das Weib zum Lastthier auf dem Acker, im Bergwerk, in der Fabrik zu machen, dazu hat es niemals einer Reformbewegung bedurft; das Gegentheil war Sache der Reform, und unser Jahrhundert hat sich bemüht, die ärgerlichsten Auswüchse wegzuschneiden.*) Bis in unsere Zeit hinein haben in den Bergwerken Englands und Schottlands Frauen (sammt ihren Kindern) neben den Männern die Arbeit unter Tage gethan und bezeichnender Weise in derselben primitiven Kleidung, wie die Männer. Arbeiten dieser Art haben immer so niedrig gelegen in der Schichtung der Gesellschaft und ihrer Erwerbsthätigkeit, daß sie allen ohne Unterschied des Geschlechtes zugänglich waren. Erst solche Thätigkeiten, welche höher hinauf

*) Ein neuer, vortrefflicher Bericht des englischen Arbeitsamtes, aus der Feder von einem Mitgliede desselben, Miß Clara Collett (Report by Miss Collett on the Statistics of Employment of Women and Girls. London 1895), liefert für England den Nachweis, daß die verbreitete Annahme einer Vermehrung der weiblichen Arbeit gegenüber der männlichen unrichtig ist und hauptsächlich auf die Verwechselung der Zunahme weiblicher Arbeit in den Mittelclassen mit der Zunahme derselben in den unteren Schichten zurückzuführen ist.

liegen in der Staffelung der Arbeiten, durch ihren äußeren Vortheil und inneren Reiz, durch die daran geknüpfte Ehre, durch den Rang, den socialen Vorzug — erst diese sind ein Ziel der Reform geworden und werden es fernerhin sein.

Indessen, dieser Gegensatz ist vermittelt durch eine breite Schicht herkömmlicher Frauenarbeit, die dazwischen liegt. Ungefähr ebenso fest in den Gewohnheiten der heutigen Culturvölker (mit manchen Verschiedenheiten von Land zu Land) wie die vorzugsweise den weiblichen Mitgliedern des Haushalts eigenthümlichen Arbeiten des Familienlebens wurzelt eine Reihe von Erwerbsthätigkeiten, in denen die Frauen ihre eigenartige Begabung längst bewiesen haben, und die Fortdauer derartiger Thätigkeiten ist keinerlei Bedenken ausgesetzt. Gerade in dem gewerblichen und landwirthschaftlichen Mittelstande, theilweise auch höher hinauf in größerem Wohlstande und größerem Betriebe sind Frauen die anerkannten Kräfte, die neben den Männern, ja im Vorzuge vor den Männern wirken. In der bäuerlichen Wirthschaft, in der Werkstatt, im Kaufladen, zum Theil in der größeren Gutswirthschaft und der Industrie, stehen Frauen vielfach an einem leitenden Posten und haben hier lange vor dem Auftreten neuerer Reformbewegungen die eigenartige Begabung und Tüchtigkeit ihres Geschlechts zur unbestrittenen Geltung gebracht. In der That ist es hier eben die gute, alte Zeit und die alte Sitte, auf deren Erhaltung es im Gegensatze zu den Umgestaltungen der Neuzeit ankommt, und auf manchem deutschen Gutshofe wird heute in der kritischen Lage der Landwirthschaft eine solche Frau eine starke Stütze des wirthschaftlichen Gedeihens sein. Man weiß von den hervorragenden Leistungen der französischen Frauen an der Spitze von kleineren und größeren Geschäftsbetrieben, bei denen der

Mann geradezu in die zweite Reihe zu rücken pflegt, wie in anderen Ländern die Frau hinter den Mann.

Doch auch in dem eigentlichen Spielraume, auf den die neue Bewegung sich richtet, sind die thatsächlichen Voraussetzungen nicht so ungünstig, wie es gelegentlich scheinen könnte. Die Berufszählung vom Jahre 1882 sagt uns für das Deutsche Reich, daß es in der schmalsten Schicht der arbeitstheiligen Abstufung — Beamte und freie Berufsarten — 115 272 weibliche Personen gab, d. h. ein Viertel so viel als männliche. In dieser Zahl ist enthalten, was von Lehrerinnen, Erzieherinnen, Angestellten der Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Telephonverwaltung damals bereits in deutschen Landen zu finden war. Allerdings ist es die verhältnißmäßig große Zahl selber, welche uns sagt, daß auch in diesem engeren Gebiete es wiederum vielmehr die Quantität als die Qualität ist, die uns aus dem Bestehenden entgegenspringt. Aber in der Menge weiblicher Berufsthätigkeit auf diesem Gebiete liegt der eigentliche Unterbau für die Bestrebungen der Frauenbewegung. Die große Zahl der Lehrerinnen und Erzieherinnen legt die Frage nahe, warum das eben bestehende Maß an Vorbildung für diese Berufsarten, warum die auf diese Vorbildung gegründeten Schranken weiblicher Wirksamkeit in dieser Sphäre nicht erweitert werden können, oder ob sie etwas ein- für allemal Gegebenes, ob sie etwas „Natürliches" sind. Eine Frage, welche unterdessen zu Gunsten der Reform, wie wir wissen, u. A. durch die preußische Unterrichtsverwaltung beantwortet worden ist. Denn je mangelhafter, je unabgeschlossener der ganze bisherige Zustand weiblicher Schulbildung einschließlich ihrer höchsten Stufen nach allgemeinem Urtheil erscheint, um so weiteren Raum läßt er offen für Reformen, die das Ganze von Grund

auf umgestalten, die zum Mindesten eine Ergänzung nach oben hin suchen.

Die herkömmlichen Dienste der Krankenpflege, zumal derjenigen, welche sich dem weiblichen Geschlechte widmet, sind so sehr in die Gewohnheiten übergegangen, sind durch neuere Vereinsorganisationen, meist solche mit religiösem Charakter, so entwickelt, sind namentlich in der Richtung eindringenderen Sachverständnisses so erhöht worden, daß der fernere Fortschritt zu einer regelmäßigen medicinischen Ausbildung weiblicher Kräfte unmittelbar vor der Thür liegt. Desto deutlicher, wenn sich das neue Arbeitsfeld vorzugsweise wiederum in solchen Theilen der Heilthätigkeit aufthut, die sich an die besondere Begabung des weiblichen Geschlechts und an den besonderen Bedarf nach seinen ärztlichen Diensten wenden.

Eine Fortentwickelung in diesen und ähnlichen Richtungen läßt sich nicht abweisen, auch wenn es alles Neuerungen wären, die durch ein einfaches Fortschreiten von dem Bestehenden zu Stande kämen. Es sind aber nicht einmal Neuerungen in dem Sinne, wie man gemeinhin glaubt. Erst muß man das Alte kennen, um zu wissen, wie neu oder alt das Neue ist. Nun ist es eine Thatsache, daß auf der Höhe des Mittelalters in den deutschen Städten die Frauen nicht nur in den verschiedensten Gewerben als selbständige Meisterinnen wirkten (was sich erst im Laufe der späteren Jahrhunderte durch die engherzigen Beschwerden der concurrirenden Meister und Gesellen änderte), sondern daß sie auch als Aerztinnen in weitem Umfange thätig waren, wie denn für Frankfurt am Main im fünfzehnten Jahrhundert nicht weniger als fünfzehn Aerztinnen mit Namen nachgewiesen sind, darunter drei Augenärztinnen.

II.

Allein dieser ganze Standpunkt, der in der Frauenbewegung, und gerade der deutschen, immer nur das Ringen um die bevorzugten Lebensstellungen sieht, den Kampf um Gleichberechtigung mit dem männlichen Geschlecht in den so lange beneideten Privilegien desselben — dieser Standpunkt reicht nicht mehr an den wahren Charakter der Bewegung heran und zumal an denjenigen Charakter nicht, den ihm die beste Führerinnen neuerdings gegeben haben. Die Frage ist nicht bloß mehr die, auch nicht in erster Reihe mehr die, wieviel Raum demnächst dem weiblichen Geschlecht in den amtlichen Stellungen von Reich, Staat, Gemeinde, in den freien Berufsarten, in Unterricht, Heilkunde, Apothekerberuf und in manchen anderen der Art zugestanden werden soll. Aus einer Frage des Rechts haben die hervorragenden Fürsprecherinnen eine Frage der Pflicht gemacht, der Umgestaltung des weiblichen Berufslebens in den bevorzugten Classen, nicht sowohl behufs Eroberung neuer Vorzüge, sondern behufs erhöhter Rechtfertigung der alten Vorzüge, behufs besserer Ausfüllung des bisherigen Lebens.

Jene äußeren Ziele einer neuen Gleichberechtigung und neuer Berufsgebiete werden dadurch gleichsam nur die Merkmale einer Reformbewegung, die im Innern unserer gebildeteren weiblichen Kreise sich durchzusetzen beginnt und eine viel größere Bedeutung für das gesammte Berufsleben des weiblichen Geschlechts, für die Reform der Gesellschaft hat, als die Erlangung einiger hundert oder tausend Stellungen für weibliche Candidaten.

Ueber diejenigen Zustände, welche in diesem Sinne die gegebenen sind, ziemt es dem Manne am besten, die Zeugnisse

aus Frauenmund reden zu lassen, an denen es allerdings durchaus nicht mangelt.

So sagte die Rednerin des evangelisch-socialen Congresses, deren Gedankengang wir kennen lernten, u. A. Folgendes:

„Das Hauswesen bietet nicht genügend zweckmäßige Arbeit, um dem Leben der Töchter ein festes Rückgrat zu geben; an ihre Stelle treten vielfach dilettantenhafte Kunstübungen und die Jagd nach Zerstreuung. Obschon der Hinweis auf die erschwerte Eheschließung zu einer Trivialität geworden ist, faßt die überwiegende Mehrzahl der Eltern die Ehe als den einzigen Lebenszweck ihrer Töchter ins Auge. Aber wie oft vergeht die Jugend, ohne daß die erwartete Heirath zu Stande kommt! Die geselligen Freuden werden schal. Junger Nachwuchs erscheint, und damit tritt in der Gesellschaft eine Entwerthung des alternden Mädchens ein, die um so kränkender wird, je reifer der innere Mensch geworden ist. Sind Mittel da, so kann die Frau auch in reiferen Jahren noch nach pflichtmäßiger Arbeit ausschauen und sich zu einem Berufe tüchtig machen, wenn sie in ihrem vegetativen Dasein noch nicht allen sittlichen Ernst eingebüßt hat; aber wenn es an Mitteln fehlt, wenn sie Arbeit suchen muß nicht nur zum Lebens*inhalte*, sondern auch zum Lebens*unterhalte*, wenn der sterbende Vater die verwöhnte Tochter arm zurückläßt, was wird dann aus ihr? Auf dem Arbeitsmarkte erfährt sie bald, daß sie untüchtig ist, sich ihr Brot zu verdienen. Einige häusliche Verrichtungen sind ihr geläufig, darauf fußt sie und meldet sich als „Stütze". Ein glücklicher Zufall ist es und nichts weiter, wenn sie den Anforderungen des neuen Pflichtenberufes genügt. Gelernt hat sie wirthschaftlich *nichts* . . . Nicht minder bedauerlich als die untüchtigen Mittellosen sind aber auch jene bemittelten Frauen, welche die Würze des Lebens — pflichtmäßige Arbeit —

entbehren. Je unbegabter sie sind, um so leichter ist ihr Loos; denn um so eher versumpfen sie an Geist und Gemüth. Je temperamentvoller sie sind, um so unglücklicher sind sie. Der Mangel an Inhalt und Zweck des Lebens und die daraus entspringende innere Noth ist ein Kreuz der bemittelten ledigen Frauen . . . Auch die Frau lebt nicht vom Brote allein, sie muß ihr Pflichttheil an Mühe und Arbeit haben, das sie mit der Menschheit verknüpft. Wie das Gewicht die Uhr, so erhält nur ein Theil pflichtmäßiger Arbeit das Menschengeschlecht im rechten Gange. Ist der einzige Lebenszweck der ökonomisch unabhängigen Frau der Genuß, so fehlt jedes sittliche Band, das sie an das Leben knüpft, und damit verliert das Leben den Sinn. Es wird zur Oede, zur Last. Das mühseligste Gemeinschaftsleben ist leichter zu ertragen als diese einsame Selbstzersetzung . . . Damit die überschüssigen Kräfte Verwendung finden, muß der erste Schritt sein, daß auch in der Mädchenerziehung der Satz beherzigt wird: Nur das Leben ist ein sittliches, welches auf pflichtmäßiger Arbeit ruht, und daß die Eltern dementsprechend von vornherein einen Beruf für ihre Töchter ins Auge fassen."*)

Das Ergebniß unserer höheren Töchterschule wird von einer der berufensten Autoritäten auf diesem Gebiete kurz also geschildert: „Bei keinem Menschen ist die Fähigkeit, nicht zu sehen, was wirklich vorgeht, nicht zu hören, wenn ein Nothschrei durch das Land schallt, nicht zu empfinden, wenn das Elend ihnen nahe tritt, in Träumerei zu versinken, wenn das Leben wache Menschen verlangt, größer, als bei der Mehrzahl unserer Mädchen der sogenannten besseren Stände".**)

*) Bericht über die Verhandlungen u. s. w. S. 86 f.

**) Helene Lange, Noth. Ein Vortrag 1892. S. 1.

Am eingehendsten spricht sich die kürzlich erschienene Schrift einer deutschen Frau aus, um die Mißstände zu schildern, die nicht sowohl erst in der Ehelosigkeit des weiblichen Geschlechts zu Tage treten, als vielmehr gerade innerhalb der Ehe.*) Die Verfasserin meint, es sei für die Sache der Frauenbewegung ein Unglück, daß in diesen Angelegenheiten meistens nicht die erfahrenen Frauen und Mütter, sondern ältere Fräulein oder unglücklich verheirathete Frauen das Wort führen. Von ihr selber solle man einmal die Stimme einer in glücklicher Ehe lebenden Frau hören, die eine Schar geistig und körperlich gedeihender Kinder herangezogen hat und das Leben mit offnen Augen betrachtet. Was sagt diese erfahrene Frau?

„Was uns Frauen vor allem noth thut, ist eine tüchtige Schulbildung; die wäre die Waffe im Kampfe um den Beruf. ... Unsere Gymnasien werden vielfach angegriffen; ein Lob hat man ihnen aber noch stets ertheilen müssen, nämlich, daß sie den Jüngling befähigen, sich allen erdenklichen Berufsarten mit größerer Leichtigkeit und Biegsamkeit des Geistes zuzuwenden, als dies jemals durch irgend eine Fachschule ermöglicht wird. .. Wir armen Frauen haben aber bis zum heutigen Tage kaum eine Fachschule, viel weniger eine Bildungsstätte, welche unserem Geschlechte die Dienste des Gymnasiums erweisen und nach und nach Frauen heranziehen würde, die in ihrer Sphäre jene Reform energisch in Angriff nehmen könnten, wonach das ganze große Gebiet der Frauenarbeit verlangt. Man täusche sich nicht mit den landläufigen Redensarten, daß, wenn den Frauen organisatorisches Talent und Arbeitskraft inne wohnen würden, viele der berechtigten Klagen verstummen müßten. Heute liegen

---

*) Felicie Ewart, Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. 1895.

die Dinge so, daß jene Mädchen, welche durch Verstand, Energie und Gunst der Verhältnisse sich über das gewöhnliche Niveau der Frauenbildung erhoben haben, ihre Kräfte meistens nicht dem eigentlichen Frauenberuf widmen. Die Berufsfrau bleibt gewöhnlich ehelos, und alle von ihr so schwer errungenen Vortheile gehen für die Allgemeinheit verloren; sie ist ein aufgegebener Vorposten, der tapfer seinen Platz behauptet, aber schließlich doch dem Feinde zum Opfer fallen wird, dessen Lebenswerk mit ihm zu Ende geht, von dessen Gedanken- und Erfahrungsschatz keine Frucht, keine Keime in die empfänglichen Seelen von Kindern fallen und dort zu neuem Leben erstehen. Würde aber die Mehrzahl der Frauen tüchtig erzogen, an einem Beruf in ernster Pflichterfüllung die eigenen Kräfte erprobt haben, dann fänden sich auch helfende Hände, um eine Reform durchzuführen, welche vorerst dem engen Kreise des Hauses zu Gute käme, nach und nach auch in der Gesellschaftsordnung den Einfluß der Frauen zur Geltung bringen und ihnen den Platz einräumen würde, der ihnen gebührt.

„Die Uebelstände, welche der Frauenarbeit heute anhaften, sind sehr große. Es fehlt uns so zu sagen an allem tüchtigen Arbeitsmaterial. Ein gemeinsames Eingreifen der Frauen in ihre Domänen stößt auf große Schwierigkeiten. Wir haben keinen Boden, auf dem wir uns begegnen; welche unendliche Stufenleiter von Bildung und Intelligenz, die in derselben Schicht der Gesellschaft zu Tage tritt! Neben einer Frau, die manche Männer durch ihr Wissen beschämen könnte, steht eine andere, welche durch gesellschaftliche Formen kaum die gänzliche Leere ihres Innern zu verdecken im Stande ist. Zwischen beiden gähnt eine Kluft, die kaum zu überbrücken ist; diese tief einschneidenden Unterschiede spiegeln sich in der Führung des Haushalts, in den Anforderungen, welche an die Dienst-

leute gestellt werden, in der Erziehung der Kinder wider. Woher soll da eine einheitliche Auffassung, ein gemeinsames Streben kommen? Und wie wenig erreicht der Einzelne, wie schwach sind die Versuche auch der Tüchtigen, in althergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten Bresche zu legen!"

Zugleich wird den deutschen Männern von der deutschen Frau der Text gelesen.

„Thatsächlich," sagt sie, „beurtheilt jeder Mann jede ihm begegnende Frau als ein tiefer stehendes Geschöpf, welches keinen Anspruch darauf machen kann, die allgemeinen Interessen zu theilen oder zu begreifen. Er sieht auf sie herab, nicht vermöge seiner wirklichen Ueberlegenheit, sondern einfach, weil er ein Mann ist, weil die starken Fäuste seiner Vorfahren es ermöglicht haben, die Frau so lange nach jenem Typus zu modeln, der für seine Bequemlichkeit der vortheilhafteste ist. Die Suggestion war eine mächtige, sie wirkte fort durch die Jahrhunderte, verstärkt durch die Zuchtwahl, die jene fügsamen Naturen, welche die Hand küssen, die sie schlägt, durch die Ehe vererbt, durch die Vererbung zu Geschlechtscharakteren erhoben hat. Nirgends ist jene Erscheinung so auffallend wie in Deutschland, dem Lande, welches in zahllosen Wiederholungen Schiller's „Ehret die Frauen" im Munde führt und weiter als irgend ein Culturland davon entfernt ist, jenem Worte nachzuleben. . . Nirgends liegt der Fluch der Lächerlichkeit und der Antipathie so schwer auf der unterrichteten, auf der hervorragenden Frau wie in Ländern deutscher Zunge. Nur hier konnte eine große Dichterin das große, aber wahre Wort schreiben: ‚Jede gescheite Frau hat eine Million geborener Feinde: die dummen Männer!‘ Weil diese Männer seit Jahrhunderten den erfrischenden Quell weiblicher Geisteseigenthümlichkeiten verstopft haben, fehlt ihnen das nothwendige Gegengewicht für ihre trockene Lebensarbeit.

Wenn selbige gethan ist, wandern sie scharenweise ins Bierhaus, in welchem die Weiblichkeit nur durch schmucke Kellnerinnen vertreten ist. . . Vereinigt aber eine Gesellschaft die beiden Geschlechter, so kann man beobachten, wie die Männer zusammenhalten, eine Ecke des Salons mit ihren schwarzen Röcken verfinsternd, und wenn ihnen gar keine Möglichkeit mehr bleibt, unter sich zu sein, wie die erbärmlichsten Alltäglichkeiten ihnen ausreichend erscheinen, um für die Frauen ein Gesprächsthema abzugeben. Ich habe einmal irgendwo gelesen," sagt Frau Felicie, „daß der Verkehr zwischen einem hochstehenden Manne und einer geistvollen Frau zu den feinsten Genüssen des Daseins gehört. Fragen Sie einmal in Deutschland herum, wie viele Männer Sie wohl finden werden, die das bestätigen."

Wie wenig diese Feinheiten aber ihr oberstes Ziel sind, beweist sie, indem sie mit dem Blick auf die größte und allgemeinste Pflicht des Weibes sagt:

„Das neugeborene Kind verlangt eine unsägliche Last an Arbeit, die man sich in den meisten Fällen durch allerhand Vernachlässigungen zu erleichtern sucht — auf Kosten der Gesundheit des Kindes. Da wäre es vor Allem nothwendig, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern. Dazu gehört ein Einblick in die Kindespflege, der den meisten der jungen Mütter aller Stände abgeht. Diese Einsicht ließe sich aber leicht gewinnen, wenn die Frauen an anderen Problemen ihre Gewissenhaftigkeit geschult hätten; es wäre ihnen durch die Ausübung eines Berufes die Wichtigkeit so vieler kleiner, unscheinbarer Vorschriften klar geworden, auf deren Befolgung vernünftige Aerzte das Gedeihen des Kindes zurückführen. Gewöhnlich aber pflegen sie das Kind dilettantenhaft, wie sie Alles thun, und dabei verschwenden sie Zeit, Kraft und Geld, während der Erfolg Vieles zu wünschen übrig läßt. . . Andererseits wird die

hochstehende Frau ihren Werth nirgendwo besser zeigen als bei der Erziehung ihrer Kinder, und deshalb vor allem wünsche ich, daß jene Mädchen, welche ihr Talent und ihre Tüchtigkeit dazu geführt haben, sich einen Beruf zu erkämpfen, ihren segensreichen Einfluß in der Ehe, bei den Kindern ausüben mögen. Nur auf diesem Wege wird sich das Niveau der Frauen langsam heben und mit ihm das der ganzen Gesellschaft."

Die Verfasserin beweist den auf die Gesammtheit gerichteten praktischen Zweck ihrer Reformbestrebungen auch dadurch, daß sie von einer verbesserten geistigen Ausbildung für die eigentlich technischen Thätigkeiten der Haushaltung große und nothwendige Fortschritte verlangt.

„Die Pfalz," sagt sie, „verdankt ihre Wohlhabenheit dem geschulten, intelligenten Bauernstand. Der Herr des Bauernhofes fährt seinen Dünger selbst aufs Feld; aber wenn er Abends nach Hause kommt, dann nimmt er ein Lehrbuch der Chemie zur Hand oder studirt eine neue Maschine, die in einer landwirthschaftlichen Zeitung beschrieben wird. Wir Frauen dagegen stehen heute noch auf dem primitiven Standpunkte, daß wir unsere Mädchen vom Häuslichen nur das lernen lassen, was in unserem eigenen Hausstand zu lernen ist. Daher kommt es auch, daß von all den ungezählten Erfindungen der Neuzeit kein halbes Procent für die Haushaltung verwerthet wurde. Unsere Küchen sind ein Hohn auf die Fortschritte der Technik; Alles eingerichtet für gänzlich ungebildete Menschen, die sich eine Art von Routine erworben haben, welche sie bei jedem ungewöhnlichen Fall im Stiche läßt. Ohne Rücksicht auf Zeit, Arbeitskraft, Material und Bequemlichkeit brodelt das Feuer drei bis vier Stunden, um ein einfaches Mittagsmahl zu bereiten, das mit den nöthigen Hülfsmitteln in der halben Zeit fertiggestellt werden könnte. Oder kann man ernstlich daran

zweifeln, daß, wenn die Führung des Haushaltes etwa 25 bis 30 Jahre lang in den Händen unserer Chemiker oder Ingenieure ruhen würde, eine gänzliche Umgestaltung Platz griffe, und wir über Bequemlichkeiten und Vortheile in Bezug auf vernünftige und sparsame Ernährung, auf Wohnungseinrichtungen, auf Hülfsmittel dieselben gesund und bequem zu erhalten, verfügen würden, von denen unsere Hausfrauen sich heute nichts träumen lassen? Das Alles könnten Menschen leisten, die eine tüchtige Bildung erlangt hätten, und die nicht in dem aufreibenden Sparsystem um Knöpfe und Zündhölzer das Ideal einer Wirthschaftsführung erblicken würden.

„Im Zeitalter der Antisepsis verstehen es unsere Hausfrauen noch nicht, tadellose Conserven zu bereiten, und während die Chemie die Verbindungen aller Art synthetisch darstellt, sträuben sich die „guten" Hausfrauen gegen das Eindringen der Kunstbutter, obwohl ihnen von allen Sachverständigen versichert wird, daß das Product in seinen Bestandtheilen der sogenannten natürlichen Butter vollkommen gleich ist. Die Folge davon ist nur, daß die Kunstbutter unter falscher Marke und für theures Geld den Markt beherrscht, während sie, als Kunstbutter verkauft, den Vorurtheilsfreien billige Waare liefern würde.

„In den Schulen müßte ein ganzer, großer Haushalt geführt und alle Arbeit von den Schülerinnen geleistet werden . . . und wenn einmal die so geschulten Mädchen eine bedeutende Zahl erreicht haben, dann werden sie auch gemeinsam all den veralteten Plunder über Bord werfen, den wir seit Jahrhunderten mitschleppen. Ein in solcher Schule erzogenes Mädchen, gehört es den unteren Ständen an, und tritt es in eine dienende Stellung ein, würde jene Biegsamkeit des Intellects erlangen, um den Anforderungen ihrer Dienstgeber zu entsprechen und

jene schreckliche Plage aller Hausfrauen verschwinden zu machen, nämlich Dienstboten, die niemals selbständig denken, die unfähig sind, Neues zu lernen. Gehört ein so erzogenes Mädchen den wohlhabenderen Schichten an, so wird es die Leitung der Haushaltung mit Leichtigkeit in die Hand nehmen, oder es hätte für jeden anderen Beruf eine tüchtige Grundlage, um fürs Leben weiter darauf zu bauen. Alle aber hätten in den Jahren des erwachenden Dranges zur Thätigkeit ein Feld für ihre Energie und nicht am Ende der Schulzeit das öde Nichts des Zuwartens, ob das Schicksal in Gestalt eines Mannes zu ihnen hernieder steige, und jene verderbliche Zeit, der die liebenswürdigen und tüchtigen Eigenschaften so häufig zum Opfer fallen, wäre in eine fruchtbringende verwandelt."

So spricht jene Frau. Conservative Geister beiderlei Geschlechts werden — zum Theil wohl mit Recht — manche Uebertreibungen an ihren Betrachtungen von Altem und Neuem tadeln. Aber Eines ist mir nicht zweifelhaft: sie hat Recht gegenüber jener Art von Vertheidigung des Bestehenden, welche noch kürzlich in einem romantisch gestimmten Gelehrten ihren Anwalt gefunden, der da meinte, für die häusliche Thätigkeit bedeute die Theorie sehr wenig; chemische Kenntnisse seien für die Hausfrau nicht nothwendig (zumal da die Ansichten der Chemiker über die Fragen des Nährwerths gewisser Stoffe häufig wechseln), es komme für die Hauswirthschaft darauf an, „den im Laufe der Geschlechter angesammelten Erfahrungsschatz" zu verwerthen u. dergl. mehr. Wir fragen: Was ist dieser Erfahrungsschatz im Gegensatze zur Theorie anders als die selbstgerechte Routine, die im Zeitalter der großen naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritte keinen Fortschritt kennt? Und welch ein Interesse hat wohl ein Vertreter der Wissenschaft, gleichviel welcher, irgend einem Fache die Schwankungen

seiner Ansichten vorzuwerfen, wenn nicht das, den Philistern die Freude zu machen, daß sie Recht daran thun, alle Wissenschaft miteinander zu verachten?

III.

Hier sind einige Zeugnisse vorgeführt, die auf den eigentlichen Grund der Reformbedürftigkeit in der heutigen deutschen Frauenbewegung hinabblicken lassen; Zeugnisse von Frauen, die allerdings darum, weil sie von Frauen kommen, nicht aufhören, dem Zweifel an ihrer Berechtigung ausgesetzt zu sein. Eben weil diese Zweifel schwerlich vermindert werden würden, da in derlei Dingen ein zwingender Beweis über das Thatsächliche nicht möglich ist, so will ich es unterlassen, weiter ähnliche Zeugnisse anzureihen, die freilich leicht zu finden wären. Mir muß die Ueberzeugung genügen, daß ich in dem Ausgewählten typische Darstellungen der wirklichen Mißstände wiedergegeben wie sie mir selber nach langjähriger Beobachtung erscheinen.

An das eben Mitgetheilte knüpft sich zuvörderst eine Erörterung darüber, welches Feld weiblicher Arbeit Haus und Familie für die Gegenwart und Zukunft darbieten, verglichen mit vergangenen Zeiten. Denn die Stimmen, die wir hierüber gehört, scheinen sich zu widersprechen. Die Einen betonen, es habe sich eine gänzliche Umgestaltung vollzogen, vermöge deren die moderne Productionsweise aus der Hauswirthschaft den größten Theil der alten Arbeitsgelegenheit entführt habe; an die Stelle der Naturalwirthschaft oder hauswirthschaftlichen Production sei die Geldwirthschaft und verkehrsmäßige Production getreten; es

werde nicht mehr im Hause gestrickt, genäht, gestickt, gesponnen, gewoben, geschneidert, gewaschen, nicht mehr gebacken, eingepökelt, geräuchert, Früchte eingemacht und bald auch nicht mehr gekocht und gebraten — die „Maschine" habe alles dieses an sich gezogen, der Markt der Arbeitstheilung, der großen Industrie, der Welthandel habe es entführt und damit die Concurrenz weiblicher Hausarbeit mattgesetzt. Diese neue Lücke an Arbeitsgelegenheit im Hause mache die weiblichen Hände leer an häuslicher Arbeit und daher zunächst an Arbeit überhaupt — im Gegensatz zu der alten Zeit, in welcher jene Arbeit den Schwerpunkt weiblicher Thätigkeit bildete. Für diese Lücke gelte es, Ersatz zu schaffen, durch neue Arbeitsgelegenheit und durch Fähigkeit zu solcher neuen Arbeit.

Allein wesentlich anders lautet die Ansicht derjenigen Zeugin, die wir als besonders hörenswerth ausführlicher zu Worte kommen ließen. Sie meint vielmehr, von den wirklich eingetretenen Aenderungen der Productionsweise absehend, es sei in der That innerhalb der Hauswirthschaft und wesentlich für dieselben Zwecke immer noch sehr viel zu leisten, und betont (ohne den auf andere weibliche Berufsarbeiten gerichteten Reformbestrebungen entgegenzutreten, ja sie unterstützend), es komme vor allem darauf an, in diesem von Alters her überkommenen Gebiete weiblicher Thätigkeit ein ganz anderes Maß weiblicher Leistungskraft herzustellen. Und auch hiebei steht ihr nicht die Rücksicht auf eine überlegene Kraft concurrirender Methoden der heutigen Production im Vordergrund, sondern der allgemeine Zusammenhang mit weiblicher Tüchtigkeit, weiblicher Bildung, weiblichem Berufsleben, ja weiblicher Würde gegenüber dem männlichen Geschlechte.

Nun ist ja die Entwickelungstendenz der Volkswirthschaft, welche in der ersteren Ansicht zur Geltung gelangt, eine so un-

bestrittene Erscheinungsreihe, wie weniges Andere in den Fragen der wirthschaftlichen Veränderungen und ihrer historischen Stufenfolge. Zu den gesicherten Elementen ökonomischer Wissenschaft gehört die Erkenntniß, daß der hauswirthschaftliche Charakter der Production, der in den Anfängen der Cultur vorherrscht und die verschiedenen technischen Zweige der Arbeit um den Herd des Hauses vereinigt, mit wachsender Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, mit steigender Bevölkerungsdichtigkeit, erhöhter Arbeitsgeschicklichkeit, mit entstehenden Verkehrsmitteln einer tiefer eingreifenden Arbeitstheilung weicht, welche die berufsmäßige Production für den Markt an die Stelle der Production für den Bedarf des Hauses setzt. Es ist ferner allgemein anerkannt, daß diese Tendenz durch die technischen Fortschritte des gegenwärtigen Zeitalters in ungewöhnlichem Grade bestärkt worden ist, daß allerhand Dinge, die, von dem kleinen Gewerbe so viele Jahrhunderte verschont, im Frieden des Hauses bereitet worden waren, von dem großen Gewerbe dieses Jahrhunderts mit eiserner Faust an sich gerissen worden sind. In welchem Umfange das thatsächlich bis jetzt geschehen ist, dieses genau festzustellen, würde von der Seite der heutigen Productionsweise her schwierig sein, da ihre wachsende Ergiebigkeit nur eine Vermuthung darüber zuläßt, wieviel zu dem Bedarf, den sie befriedigt, jene Verschiebung der hauswirthschaftlichen Production beigetragen hat. Eher würde eine nähere Untersuchung über den gegenwärtigen Zustand der hauswirthschaftlichen Production (in den verschiedenen Landestheilen und Ländern, in Stadt und Land, in Großstadt und Kleinstadt) dazu geeignet sein, ein Bild der Wirklichkeit zu geben.

Indessen schon das, was die jetzige Kenntniß dieser Zustände uns sagt, belehrt uns darüber, daß jene die hauswirthschaftliche Production zersetzende Tendenz der fortschreitenden

Volkswirthschaft auch heute noch weit davon entfernt ist, ihr Ziel erreicht zu haben. Und zwar aus folgenden Gründen.

Selbst in dem Gebiete der verkehrsmäßigen Productionsweise, ja sogar innerhalb der großen Industrie ist die Durchführung technischer Fortschritte eine Aufgabe, deren Lösung auf den Widerstand hemmender Momente stößt und einen weiten zeitlichen Abstand läßt zwischen dem Vorhandensein jener Fortschritte an den Spitzen der Entwickelung und ihrer Verwirklichung in der breiten Masse des Lebens. Solche hemmenden Momente entspringen dem mehr oder weniger großen Maße von geistiger Trägheit, von Vorurtheilen gegen das Neue, dem unentwickelten Verständniß, der Liebe zu alten Gewohnheiten, zum Theil achtbaren Gründen, die in anderer Hinsicht Lob verdienen. In den Vorurtheilen reichen sich vielfach die beiden Parteien die Hände, die Consumenten und die Producenten, um dem Alten zu Hülfe zu kommen gegen den Ansturm des Neuen. Jedoch auch wirthschaftliche Gründe wirken als solche hemmende Ursache mit, wenn etwa nur eine kleine Zahl von Producenten wohlhabend genug ist, die neuen Methoden der Technik, Maschinen, größere Betriebsmittel sich anzueignen, und die Mehrzahl durch ihre Dürftigkeit genöthigt ist, an der alten Technik zu haften.

In dem heutigen Kampfe des Handwerks gegen das Großgewerbe spielt die Wirksamkeit dieser hemmenden Momente eine wichtige Rolle. Neben den anderen Gründen, die der Forterhaltung des Handwerks günstig sind, entspringt aus dieser Quelle eine Gnadenfrist, die theilweise von großer Dauer und von breiter Ausdehnung in unserer Volkswirthschaft ist.

Nun hat aber die Macht solcher hemmender Momente für die Hauswirthschaft vollends eine große Bedeutung. Hier, wo in einer kaum entwirrbaren Weise die zartesten Triebe der

Sitte, des Familienlebens, der Erziehung verwachsen sind mit alten, zum Theil uralten Formen und Bräuchen häuslicher Arbeit und häuslichen Bedarfs, da hat die „Maschine" oft einen langwierigen Kampf zu kämpfen, ehe es ihr gelingt, dieses zähe Gebilde der Jahrhunderte zu zerreißen. Kein Zweifel, daß heutzutage eine Masse von Kleidungsstücken, Nahrungsmitteln u. s. w. durch die große Industrie hergestellt und von ihr dem häuslichen Bedarf geliefert wird. Aber welche Fülle von Dingen ist dennoch übrig geblieben, und zumal bei uns in Deutschland, von jenen alten Formen und Bräuchen! Freilich ist der Abstand groß zwischen den Resten der alten Zeit in den großen Hauptstädten und in den Provinzen, dem platten Lande. Aber selbst in jenen ist noch Vieles von dem Alten vorhanden.

Ein Weiteres kommt hinzu. Das Princip der Arbeitstheilung ist kein souveränes Gesetz, welches sich mit fortschreitender Volkswirthschaft, zumal wenn dieselbe auf der Höhe der Gegenwart angelangt ist, als eine Nothwendigkeit vollziehen müßte, indem dasselbe früher oder später die ihm entgegenstehenden Hemmnisse aus dem Wege räumt. Jenes Princip hat vielmehr vor gewissen Schranken Halt zu machen. In unserem Staatsleben beobachten wir grundlegende Institutionen, deren moderner Charakter zusammen mit dem Gegensatze zu dem Principe der Arbeitstheilung uns beweist, wie wichtig diese Schranken gerade für die heutige Gestaltung unseres Lebens sind. Das ganze große Gebiet der staatsbürgerlichen Theilnahme am öffentlichen Wesen, die mannigfaltigen Formen der bürgerlichen Selbstverwaltung sind Manifestationen des Grundsatzes, daß in offenem Widerspruche zur Arbeitstheilung ein Stück der Arbeit am Staate die Sache von Jedermann sein soll. Wenn aber über diese Einrichtung des Staatswesens,

über ihren Erfolg, ihre Angemessenheit für diese oder jene Voraussetzungen im Völkerleben die Ansichten auseinandergehen können — eine Institution gibt es, welche durch das, was sie geleistet, durch die zwingende Macht des Beispiels, welche sie ausgeübt hat, über solchen Meinungsgegensatz sich erhebt. Diese Institution ist die allgemeine Wehrpflicht. Niemand bestreitet heutzutage die höhere Leistungsfähigkeit der auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Armee gegenüber einer — dem Principe der Arbeitstheilung entsprechenden — Söldner-Armee; und selbst jene radicalen Kritiker des heutigen Militarismus sind so weit davon entfernt, ihre tadelnde Kritik auf den Grundsatz der Arbeitstheilung zu stützen, daß sie vielmehr eine noch viel gründlichere Verleugnung der Arbeitstheilung, nämlich das sogenannte „Volksheer", fordern.

Woher kommt es denn nun, daß wir von englischen Patrioten und sachkundigen Offizieren den Tadel über das englische Heer und den immer deutlicheren Hinweis auf das deutsche Heer, auf die Heere des Festlandes zu hören gewohnt werden? Worauf beruht die Ueberlegenheit der letzteren über das altmodische Söldnerheer Englands? Der entscheidende Grund ist der, daß eine Aufgabe von so großer Bedeutung für den Bestand des Staatswesens nicht von der Gesammtheit Derer losgetrennt werden kann, welche die Mitglieder dieses Staatswesens sind; daß eine solche Aufgabe nicht übertragen werden kann an denjenigen Theil der Gesammtheit, welcher — im Sinne der sonstigen Uebung der Arbeitstheilung — es vortheilhaft findet, diese Arbeit statt anderer Arbeit zu thun. Das moralische Element, welches der höchstmöglichen Widerstandskraft des Heeres entspricht, verlangt die ungetheilte Heranziehung aller Staatsbürger und damit der ganzen Masse patriotischer Gesinnung, die vorhanden ist; sie schließt nur aus,

was durch Alter, Geschlecht, Gebrechlichkeit unfähig zum Wehr-
dienste ist.

Wir beobachten eine analoge Gruppe von Erscheinungen an der Thätigkeit in Haus und Familie mit dem aus ihrem Wesen folgenden Gegensatze zur Arbeitstheilung.

Daß man auch auf dem Markte der Arbeitstheilung sich zu Tische setzen kann in zahlreicher Gesellschaft, daß man sein ganzes Leben, sei es als Einzelner, sei es mit Familie, in derlei arbeitstheiligen Instituten zubringen kann, daß auch die Kindererziehung, selbst die Aufziehung der Neugeborenen vom ersten Tage an in solcher Weise besorgt werden kann — das wissen wir Alle. Wir sehen weiter, wie derartige Einrichtungen in unserem heutigen Leben einen immer größeren Raum einnehmen. Aber nach ziemlich übereinstimmender Ansicht haben wir davon doch (und nicht bloß in Deutschland) den gemeinsamen Eindruck, es seien dieses Consequenzen der Arbeitstheilung und der modernen Productionsweise, welche nur ausnahmsweise und ergänzungsweise dazu dienen, gewisse Lücken unserer regelmäßigen Einrichtungen auszufüllen: in jugendlichen Jahren des Lebens zum Zwecke der Erziehung, zur Befriedigung der Wanderlust, zur Erweiterung des Gesichtskreises in fremden Ländern; oder während etlicher Wochen des Jahres zur Erholung von dem gewohnten Dasein, zur Erholung namentlich für die Hausfrau, die auf kurze Zeit einmal von den Sorgen der Haushaltung befreit sein will; oder bei außerordentlichen Ereignissen, in außerordentlichen Lebenslagen, in der Kaserne, im Kloster. Für die ärmeren Schichten der Bevölkerung namentlich die Volksküchen, die Kinderbewahranstalten, wo die Alternative die ist, ob in dieser Form ein gesundes Essen, eine Fürsorge für die Kinder, oder überhaupt kein gesundes Essen, keine Kinderpflege. Jedoch über diese ergänzende Function hinaus,

als eine anerkannte Methode regelmäßiger Lebensführung, welche den häuslichen Herd ersetzt, beseitigt — bis dahin ist die Consequenz der neuen Productionsweise noch nicht gelangt.

Die Gründe liegen nahe. Es mag für die Individualität des Familienlebens gleichgültig geworden sein, woher die Strümpfe und die Kleider kommen, die darinnen verbraucht werden. Dagegen sträubt sich dieselbe gegen die Vernichtung der Eigenart jener innersten Theile des häuslichen Daseins, welche um den Herd, um den Tisch, um die Erziehung des nachwachsenden Geschlechts sich gruppiren. Es ist der Rest individueller Freiheit, es ist die Zufluchtsstätte des Fürsichseins, die dem civilisirten Menschen geblieben ist, nachdem er sich mit hunderterlei Rücksichten gegen Staat und Gesellschaft abgefunden hat. Es gehört zu den Schattenseiten derjenigen neuen Technik, welche uns die alte Last der häuslichen Wasserversorgung, der Beleuchtung, der Heizung, der Entwässerung durch neue, centralistische Apparate abgenommen hat, daß sie unseren Haushalt so viel abhängiger macht von der größeren Einheit, in die wir dadurch verkettet werden. Aber wenn wir wegen der unbestreitbaren Vorzüge solche Schattenseiten in den Kauf nehmen, so vertheidigen wir desto energischer das, was uns übrig geblieben ist, die ruhige Stunde, den ruhigen Winkel im Hause, in die nichts von dieser äußeren Welt eindringt.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die rein ökonomischen Wahrheiten dieselben sind für die Zubereitung des täglichen Essens, wie für die Fabrication von Strümpfen. In beiden Fällen ist die Herstellung im Großen mit centralisirten Apparaten, wie es unsere Kasernen, unsere Volksküchen u. s. w. zeigen, das ökonomisch Zweckmäßigere. Indessen solange überhaupt die ökonomischen Mittel vorhanden sind, den höheren Preis für die individuelle Familienküche zu zahlen, ist diese das Bessere,

so oft auch hie und da ein Seufzer der geplagten Hausfrau und der Mangel an tüchtigen Köchinnen auf das Gegentheil hindeuten mögen. Der nicht zu bezweifelnde Vorzug des centralisirten Kochens für Hunderte oder Tausende von Familien setzt erst an dem Punkte ein, wo die Dürftigkeit des Einkommens einen wünschenswerthen Familientisch nicht gestattet.

Nun sind allerdings dergleichen Fragen, wie so manche andere nationalökonomische Frage, im letzten Grunde psychologischer Art. Die Stimmung der Geister, der Wandel der Sitten im Laufe der Zeit, die Verschiedenheit der Gewohnheiten von Land zu Land, ja die Lebensansichten der einzelnen Gesellschaftsclassen sind von mächtigem Einflusse für die Gestaltung solcher Angelegenheiten. Man kann hier nur von demjenigen sprechen, nicht was typisch richtig ist, sondern was vorwaltend Geltung in der Gegenwart und für die nächste Zukunft, was ein Recht hat, dauernde Geltung zu beanspruchen, solange nicht gänzlich veränderte Anschauungen und Einrichtungen des Lebens Platz greifen. Noch mehr als die Individualität des häuslichen Herdes wird namentlich die Individualität der Kindererziehung ein Recht haben, sich fortzubehaupten, weil hier vollends ein festeres, engeres Band zwischen Eltern und Kindern gegen die Zerreißung durch die Arbeitstheilung sich sträubt. Daß in zahllosen Fällen es dennoch anders geschieht, von solchem Sträuben nicht die Rede ist, daß irgend eine Erziehung besser ist, als gar keine, beweist nichts dagegen. Nicht mehr, als die Vortheile der Volksküche beweisen gegen den Herd der Familie.

Es ist übrigens lehrreich, daß gerade in den modernsten Formen des heutigen Lebens eine Hülfe für die hier von uns vertretene Individualität des Haushaltes von mancher Seite her erwächst. Die centralistische Entwickelung, welche den Familienhaushalt zersetzt, zeigt ihre härtesten Erscheinungen innerhalb

der wohlhabenden Klassen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hier geschieht es wirklich seit langen Jahren und häufig, daß die Familie ihre gesammte Existenz in das Gasthaus verlegt. Aus der freien Entwickelung der heutigen Volkswirthschaft heraus ist es zu dem Ende gekommen, welches der Socialismus in seinen Träumereien einst gesetzt hat — der Mensch lebt im Phalanstère. Um so merkwürdiger ist die Thatsache, daß für die Mehrzahl der übrigen Haushaltungen, die in Amerika noch nach alter Weise ihre Individualität bewahrt haben, starke Gewöhnungen fortwirken, die so recht ein Stück der alten Zeit sind. Es ist dort eine verbreitete Sitte, daß die einzelne Haushaltung am eigenen Herde ihr Brot bäckt, und sie befriedigt dadurch die Ansprüche an den Wohlgeschmack sowohl wie an die Sicherheit gegen die Unsauberkeit der Bäckereien. Es ist die alte Sitte des Familienhauses in Amerika, in England festgehalten, ja weiter ausgebreitet, im Gegensatz zu der Miethskaserne, die in deutschen Städten an jenes monströse Phalanstère erinnert, und gegen welche bei uns heute sich eine beachtenswerthe Reformbewegung erhoben hat, an deren Spitze die Häupter großer deutscher Städte stehen um den „Insassen der Miethskaserne das Verständniß für Freiheit und Eigenthum wiederzugeben"*).

*) Vergl. die Referate von Oberbürgermeister Adickes (Frankfurt a. M.), Geh. Baurath Hinckeldeyn (Berlin) und Baupolizei-Inspector Classen (Hamburg) über „Die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen und die rechtlichen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung". Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege." XXVII. Band. Erstes Heft. 1895. In sämmtlichen englischen Städten, die mehr als 100 000 Einwohner haben, kamen im Jahre 1891 nur 6,1 Einwohner auf jedes Haus im Durchschnitt; bei Ausschließung von London nur

In unseren deutschen Verhältnissen geht durch die Haushaltungen von den Familien des kleinen Mittelstandes bis sehr hoch hinauf zu den Spitzen der Gesellschaft ein Zweig des häuslichen Fleißes — die Schneiderei. In gewissem Sinne die Zuchtruthe für Geschmacksverirrungen, zu deren Bekämpfung die deutsche Frauenbewegung (durch den Mund selbst ihrer feurigsten Vertreterinnen) sich machtlos erklärt, hat die häusliche Damenschneiderei ohne Zweifel den Vorzug, ein ausgiebiges Feld weiblicher Thätigkeit in der Familie zu sein. Im Gegensatze zu dem Zuge der Arbeitstheilung, mit deren Leistungen auf diesem Gebiete man vielfältigen Anlaß haben mag unzufrieden zu sein, hat sich aus alter Zeit behauptet und in neuerer Zeit entwickelt eine Menge häuslicher Arbeit von weiblicher Hand für weiblichen Bedarf, der, wie es scheint, immer rastloser sich erneuert, je mehr unser Zeitalter fortschreitet.

Es ist in diesen und verwandten Fällen nicht die mangelhafte Leistungsfähigkeit der Arbeitstheilung an sich — im Gegentheil! Es ist nur der hohe Preis ihrer besten Leistungen, welcher die Selbsthülfe durch die häusliche Arbeit in das Gefecht führt. Denn so weit es wahr ist, daß die Hände der Frauen in den besseren Ständen leer sind, tritt die Wohlfeilheit ihrer Zeit und ihrer Arbeit in wirksamen Kampf mit den theuren Löhnen des Marktes. Sofern aber diese Aushülfe versagt, indem sie die wünschenswerthen Erzeugnisse der Arbeitstheilung nicht entbehrlich macht, tritt sie wenigstens an die zweite Stelle, für die Hauskleidung, für die Kleider der Kinder, für die endlosen Ausbesserungen des Beschädigten.

5,2; aber selbst London allein hatte nur 7,6. Dagegen Berlin (1890) 52,6; die anderen deutschen Städte über 100 000 Einwohner 19,9, selbst die Städte mit 50 000—100 000 Einwohnern hatten 18,5.

Und der eben hervorgehobene Grund ist ein Moment von heilsamer Kraft überhaupt. Je mehr das früher Bemerkte wirklich zutrifft, je größer die Masse der Arbeit, welche die neue Productionsweise unwiederbringlich dem Hausfleiße entrissen hat, je größer daher der Mangel an weiblicher Beschäftigung ist, um so stärker ist, sofern nur überhaupt guter Wille und einige Tüchtigkeit zur Arbeit vorhanden, der Trieb zur Ausfüllung der Leere. Nicht nach ökonomischer Berechnung, ja unter Bedingungen, da dieser Maßstab ein ganz verkehrter sein würde, tritt diese gleichsam kostenlose, wohlfeilste Arbeit in Wettbewerb mit der Arbeit des großen Marktes und siegt daher selbst durch bescheidene Leistungen.

IV.

Aus dem Gesagten möchte sich ergeben, daß für die Gegenwart und für die Folgezeit zunächst noch Gelegenheit zu weiblicher Arbeit im Hause nach alter Weise sich findet, weit mehr, als es nach manchen neueren Darstellungen scheinen könnte.

Allerdings wird man nicht bestreiten dürfen, daß die geschilderte Entwickelungstendenz, wie sie bisher wirksam gewesen, auch fernerhin wirksam sein wird. Das Problem einer Lücke bleibt daher übrig und die Frage nach ihrer Ausfüllung.

Die Antwort darauf ist, je nach der socialen Schicht, je nach Wohlstand, Begabung, Bildung, Streben der einzelnen Persönlichkeit, eine verschiedene.

Nach den vielen Klagen über den Dilettantismus in Musik, Malerei u. s. w., die ja bei jeder ernsthaften Erörterung der Frauenfrage ihr gutes Recht haben, wird hoffentlich die Wahr=

heit unangetastet bleiben, daß derartige Beschäftigungen, und nicht bloß die schöngeistigen, sondern auch die wissenschaftlichen, einem gebildeten Wesen, sei es weiblichen, sei es männlichen Geschlechts, zur Zierde gereichen. Ob es Kunst oder Wissenschaft ist, immer wird nur gefordert werden müssen, daß es nicht eitle Tändelei, sondern ein ernsthaftes Lernen und Arbeiten sei. Daß für ein gesittetes Wesen, und zwar für so viele in einem Volke als möglich, die Muße zu derlei Dingen übrig bleibe, daß die Entlastung von häuslicher Arbeit Raum schaffe für solche Bestrebungen, das dürfte im Allgemeinen als wünschenswerth zugestanden werden. Und so hätte, sofern nur die wirthschaftlichen Umstände dazu paßten, in diesem Ziele die uns bekannte Lücke ihren guten Beruf. Zwischen dem, was heute schon vorhanden ist, und dem, was an dessen Stelle kommen soll, läge nicht sowohl ein Unterschied des Was, sondern des Wie. Am allerwenigsten würde der größere Ernst eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Betriebes dasjenige sein, was von verständigen Leuten zu bekämpfen wäre.

Allerdings gewinnt es nach Manchem, was man zu hören gewohnt ist, öfter den Anschein, als sei gerade der übliche Dilettantismus das normale Maß, welches sich allein mit dem weiblichen Beruf, mit den häuslichen Pflichten vereinigen läßt. In der Vertiefung jener Beschäftigungen sieht man Etwas, was die Erfüllung dieser Pflichten gefährdet, oder man drückt dieselbe Wahrheit noch deutlicher aus und behauptet einen Widerspruch hoher weiblicher Geistesbildung und Geistesarbeit zu der Fähigkeit für die Erfüllung der häuslichen Pflichten. Indessen, gerade die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß der Dilettantismus durch die Gewöhnung an ziellose und berufslose Beschäftigung vielmehr für die Gewöhnung zu jeder Arbeit schädlich ist, weil er den Ernst nicht lehrt, der zu jeder Pflicht-

erfüllung gehört. Und die häuslichen Pflichten verlangen neben dem Ernste ein so hohes Maß von Intelligenz, daß hohe geistige Bildung ihnen nicht feindlich, sondern förderlich ist. Auch zeigt uns das Beispiel des männlichen Geschlechts, wie gut sich derlei verschiedene Gattungen der Arbeit vereinigen lassen; wie sehr es einem Manne der studirten Berufsart zum Heile gereicht, wenn er täglich ein paar Stunden in seinem Garten arbeitet, statt sich elf Monate des Jahres krumm zu sitzen und dann durch ein paar Wochen Bergeklettern das alles wieder gutmachen zu wollen*); wie trefflich sich mit großer Gelehrsamkeit ein Leben in der Landwirthschaft oder auf der Jagd vereinigt, und wie in der That der Bücherwurm in dem süddeutschen Wochenblatt mit den schlechten Witzen und den guten Bildern ein kümmerlicher Nachklang der Vergangenheit zu werden beginnt.

Auch fehlt es nicht an großen, glänzenden Beispielen, die jene Einheit der Begabung und der Pflichterfüllung in einer Frau beweisen. Ein solches Beispiel war Therese Huber, die Tochter des Philologen Heyne, die Mutter Victor Aimé Huber's. Von ihr schreibt Wilhelm von Humboldt**), der sie als Student in Göttingen 1789 kennen gelernt hatte, bei der Nachricht von

---

*) Aus Oxford (23. October 1848: „Lebenserinnerungen", S. 110) schreibt Reinhold Pauli von den Engländern: „Wohl keine Nation mag so vollkommen die Kunst verstehen, die Arbeiten des Körpers und des Geistes im Gleichgewicht zu erhalten." In der neuesten Zeit ist manches davon auf das Festland, zumal nach Deutschland, herüber gebracht worden und dringt immer mehr in die deutschen Sitten ein. Selbst das Uebermaß der körperlichen Uebungen, welches man auf englischen Universitäten beobachtet, kommt doch wenigstens der Gesundheit zu Gute, wenn es die wissenschaftliche Arbeit schädigt; aber das Uebermaß des Biertrinkens schädigt Körper und Geist zugleich.

**) Elvers, V. A. Huber. 1872. Bd. I, S. 30.

ihrem Tode an seine Freundin: „Sie war an Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit; sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellectueller Bildung. Allein das alles wurde überstrahlt durch die inneren angeborenen Geisteskräfte und durch die Fülle einer reichen, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit. . . Bis an ihr Ende hat sie mit rastloser Anstrengung gearbeitet." Und diese Arbeit, fügt ihr Biograph hinzu, war keineswegs bloß die Schriftstellerei, sondern sie nähte, was nur im Hause zu nähen war, sie machte Betten und bügelte; ja gelegentlich erfahren wir auch, daß sie am Waschtrog gestanden. Sie bezeugt oft, daß ihr diese Arbeiten mehr Freude machten, als das Bücherschreiben. Sie unterrichtete ihre Kinder, pflegte Kranke, zumal arme.

Dieses in unsere classische Literatur hineinragende Beispiel besitzt typische Wahrheit für viele andere, die am Wege wachsen! Freilich kann es gegen den Ernst und die Tiefe der neuen Bestrebungen für eine ganz andere Fundamentirung der weiblichen Bildung keine Waffe geben, die der Beschränktheit vor dem mächtigen Forum der Beschränkten so hülfreiche Dienste leistet, wie die Fabel von dem inneren Gegensatze derjenigen Fähigkeiten, welche die eminent weiblichen sind und bleiben sollen, zu einer höheren Entwickelung geistiger Fähigkeiten des Weibes. Beliebte Beispiele von gelehrten Frauen, Blaustrümpfen u. s. w. stehen zur Verfügung. Welch ein niemals auszuschöpfender Trost für die Armen am Geiste! Welch eine Stütze für die Weltanschauung der heranreifenden Zöglinge der höheren Töchterschule, die darauf gebaut ist, daß man nichts zu lernen brauche, wenn man nur gut kochen könne!

Jawohl, wenn man nur kochen könnte! Gewiß, das Kochen ist eine große Angelegenheit. Treffend und schön sagt Ruskin in seinen „Ethics of the Dust“: „Was will das Kochen bedeuten? Es bedeutet das Wissen der Medea und der Circe und der Calypso und der Helena und der Rebekka und der Königin von Saba. Es bedeutet Kenntniß aller Kräuter und Früchte und Salben und Gewürze und alles dessen, was heilsam und lieblich in Feldern und Wäldern und schmackhaft zu essen ist; es bedeutet Sorgsamkeit und Findigkeit und Wachsamkeit; es bedeutet die Erfahrung Eurer Urgroßmutter und die Wissenschaft des modernen Chemikers; es bedeutet viel Versuchen und kein Vergeuden; es bedeutet englische Gediegenheit, französischen Geschmack und arabische Gastfreundlichkeit.“ Und was hier der englische Kunstkritiker vom Kochen sagt, es gilt ebenso von den anderen häuslichen Pflichten des Weibes. Ein hohes Maß von Intelligenz und Bildung findet seinen Spielraum in diesen Pflichten, und sie können auf sehr verschiedene Art erfüllt werden, je nachdem man die Fähigkeiten dazu von der Natur erhalten und geschult hat. Aber eben weil dem so ist, besteht ein Widerspruch nicht, wie er beliebtermaßen behauptet wird, und tausend Erfahrungen beweisen tagtäglich, daß ein heller Kopf männlichen oder weiblichen Geschlechts in allen Dingen ein besserer Führer ist, als ein bornirter. Zahllose Beobachtungen des täglichen Lebens zeigen uns, daß in dem Worte Hegel's, der Gebildete sei Derjenige, welcher Alles kann, eine tiefe Wahrheit steckt — wie denn der gebildete Mensch der endlosen Unzulänglichkeit unserer Handwerker nur kurze Zeit mit wachsamem Auge zu folgen braucht, um den Mängeln ihrer langjährigen Kunst ein Lehrer zu sein.

Daß es an Fällen nicht fehlt, in denen die richtige Harmonie der Persönlichkeit verloren geht oder vielmehr niemals

gewonnen wird zufolge der Einseitigkeit der Bildung, das kann natürlich nicht geleugnet werden. Nur ist dies eine Erscheinung, die nicht an dem weiblichen Geschlechte hängt; sie zeigt sich leider in Exemplaren von hervorragender Verkrüppelung auch bei dem männlichen Geschlechte. Und all die Merkmale der Mißbildung, die man dem „Blaustrumpf" vorzuwerfen gewohnt ist, finden sich bei Männern in monströsem Grade. Nur mit dem Unterschiede, daß den Blaustrümpfen zur Entschuldigung gereicht die Neuheit ihrer Situation, die Kampfesstellung, die daraus folgende Verschiebung des psychischen Ebenmaßes; während bei den Männern sich in der Fülle vielhundertjährigen Besitzstandes diese ungekämmten und ungewaschenen Existenzen aufgethan haben.

Fragt man aber, wo sich solch hohe geistige Fähigkeiten, ohne über die Schranken des Hauses hinauszudringen, ja das Weib dem Hause zu entfremden, bethätigen können, so ist zu antworten: vor allem in dem eigentlichsten Gebiete weiblichen Berufes — in der Erziehung der Kinder und in der des Hausgesindes. Keinem Widerspruche dürfte die Behauptung begegnen, daß in der Erziehung der heranwachsenden Jugend ein Maß von weiblicher Intelligenz und Bildung sich zu bethätigen Gelegenheit hat, dessen Schranken nach oben schwer zu ziehen, dessen thatsächliche Schranken in der heutigen Erfahrung desto handgreiflicher zu finden sind. Diese größte, schwierigste, wichtigste Berufsarbeit des Weibes — welche Zumuthungen macht sie nicht an ihre seelischen und geistigen Kräfte? Und wie oft haben die hier in erster Reihe sachverständigen Frauen sich über diesen Gegenstand in solchem Sinne geäußert!

Was das Hausgesinde anlangt, so wird unseren Frauen heutzutage ihr eigenes Theil an der socialen Frage aufgebürdet, ob sie wollen oder nicht, in den Forderungen, welche der Zu-

stand der Dienstboten an ihre erzieherische Thätigkeit stellt. Wir haben analoge Erscheinungen in den anderen Ländern der Gegenwart, aber wohl in keinem so sehr, wie in Deutschland, die seltsame Gewöhnung, daß für die häuslichen Dienste das Lehrgeld von den Lehrern an die Lehrlinge gezahlt wird. Die große Mehrzahl des Gesindes, welches aus der elementaren Scharwerkarbeit zu qualificirten Leistungen emporsteigen will, setzt sich zu diesem Zwecke in Besitz ihrer Qualification, nicht bevor sie den Dienst antritt, für den sie sich zu solchen Leistungen verdingt, sondern erst durch diesen Dienst selber. Unter zehn Mägden, die sich anheischig machen, als Köchinnen Dienste zu übernehmen, gibt es nicht zwei, die ordentlich kochen können. Die Last dieses verschrobenen Zustandes fällt auf die Hausfrau, und sofern diese ihrer erzieherischen Aufgabe nicht gewachsen ist, auch auf den Hausherrn, der nun das Ungenießbare genießen muß. Der ganze Umkreis häuslicher Dienstpflichten, die Reinlichkeit, Ordnung, Lebensart, das Aufwarten u. s. w., sie müssen erst erlernt werden und werden nur erlernt je nach der erzieherischen Befähigung und dem eigenen Können der Hausfrau. Ja, in jeder kleineren Stadt kennt man bald die guten Erzieherinnen und die schlechten und weiß, was man aus deren Händen zu erwarten hat.

Es handelt sich hier scheinbar nur um ein Interesse der vorzugsweise Gesinde haltenden, höhere Anforderungen stellenden Classen. In Wahrheit ist es das Interesse der Erziehung für den eigenen Haushalt, welche die Töchter des Volkes in jener Gestalt empfangen. Und das Beste, was sie jetzt empfangen, kommt ihnen später im eigenen Heime zu Gute.

Mit dem hier Gesagten ist ein weiter Blick eröffnet in die Entfaltung weiblicher Intelligenz, um denselben dann wieder zurückzulenken in die nächsten Aufgaben des häuslichen Berufes,

um zu zeigen, wie scheinbar Höchstes und Niederstes sich enge berühren oder doch berühren sollten; um Besorgnissen entgegenzutreten, als könnte irgend eine wahrhafte Geistesbildung ein Schaden sein für den in noch so engem Sinne gefaßten, noch so „natürlichen" weiblichen Beruf.

Daneben hat denn freilich diese Sphäre geistiger Bestrebungen ihr eigenes Recht — in dem Hause und außerhalb des Hauses. Solange sich innerhalb des Hauses diese Bestrebungen mit den häuslichen Pflichten abzufinden haben, wird jede verständige Frau und jedes verständige Mädchen die Rangordnung der Pflichten ebenso gut einzuhalten wissen, wie der Amtsrichter auf der Hühnerjagd, der sein Amt darum nicht versäumt. Ich bleibe bei dieser Umdrehung der Rangordnung zunächst, um den Freunden des Alten die Sache leichter zu machen. Leider bleibt es nicht dabei. Auch für das weibliche Geschlecht dreht sich die Rangordnung um. Die Lücke in der gewohnten weiblichen Berufsarbeit wird so groß, oder die wirthschaftliche Lage der einzelnen weiblichen Wesen eine so bedrängte, daß sie genöthigt sind, mit ihren Leistungen auf den Markt hinauszutreten. Erst jetzt sind wir an der Linie, von der aus man oft den Eintritt in das Land der Frauenfrage genommen hat. Hier erst ist die Lücke offen, die durch neue Erwerbsarten ausgefüllt werden muß.

Und auch hier erst nach erheblichen Einschränkungen. Erwerbende Arbeit nämlich und Arbeit, die das weibliche Geschlecht aus dem Hause hinausführt, ist nicht identisch. Es gibt mancherlei Erwerbsarten, die sich schicklich mit dem häuslichen Leben und mit den häuslichen Berufspflichten des Weibes vereinigen lassen. Es ist ein hauptsächliches Capitel der Reform, welches die öfters von uns erwähnte Schrift in dieser Richtung sucht, und zwar keineswegs bloß auf den Wegen höherer geistiger

Arbeit, sondern auch — und in weitem Umfange — in den bescheideneren Niederungen weiblicher Leistungsfähigkeit. Jede intelligente Frau, so wird da behauptet, könnte (mit Ausnahme der ersten Jahre der Ehe) täglich drei bis vier Stunden einem Berufe widmen, ohne dadurch ihre nächsten Pflichten zu schädigen. Haben die Kinder das Haus verlassen, so könnten leicht sechs Stunden daraus werden. Vollends könnten Mädchen vor ihrer Verheirathung, kinderlose Frauen, Wittwen, alte Jungfern viel Zeit erübrigen. Zu richtiger Verwendung dieser Zeit müsse der Schritt von der gewohnten Handarbeit zum Handwerk, zum Kunsthandwerk gemacht werden. Jede Technik, welche ohne großen Aufwand von Werkzeugen ausgeübt werden kann, welche die Unterbrechung der Arbeit ohne Schaden für den erzeugten Gegenstand gestattet, eigne sich für die Thätigkeit im Hause. Den glänzendsten Beweis aber dafür, daß sich häuslicher Beruf mit einer anderen Thätigkeit der Frau vereinigen lasse, geben jene Ehen, in welchen der Mann sein Weib sich selbst zur Mitarbeiterin erzogen hat. Hier erweise die Nothwendigkeit sich stärker als das Vorurtheil und löse ein scheinbar schwieriges Problem auf einfache Weise. Viele Landärzte sind durch ihre Entfernung von größeren Städten genöthigt, eine Apotheke zu halten; und die Recepte, welche sie verschreiben, bereitet die Frau, ohne daß Beschwerden über die Folgen bekannt geworden seien. Oder vollends, wenn Irrenärzte erzählen, ihre beste Hülfe bei den Kranken sei ihre Frau. Diese Gattinnen haben es gelernt, sich dem Berufe des Mannes anpassend, einen Theil seiner Arbeit auf sich zu nehmen. Es gibt eine Landesirrenanstalt, in welcher eine solche Frau, die vier Kinder ihr eigen nennt und mit zärtlicher Sorgfalt pflegt, die Seele des Ganzen ist. Sie hat ihre musikalische Begabung der edelsten Humanität gewidmet, sie leitet einen Krankenchor, gibt den umnachteten

Gemüthern Trost und Anregung, sie unterstützt ihren Mann mit all den hundert kleinen Hülfsmitteln der weiblichen Seele in seinem Kampfe gegen die Dämonen.

V.

Ist nun aber jene Linie überschritten, die zur Ausfüllung der einmal vorhandenen Lücke an weiblicher Berufsthätigkeit überschritten werden muß, tritt die Frauenarbeit in Concurrenz mit der männlichen Berufsarbeit, so entsteht eine neue Frage. Oder es wird durch neue Erscheinungen die Erörterung einer alten Principienfrage angeregt. Ob die fortschreitende Arbeiterschutzgesetzgebung mit ihren Einschränkungen der Frauenarbeit auf den Gegensatz der Bewegung für Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts stößt; ob umgekehrt die Setzergehülfen sich gegen die neue Concurrenz der Setzerinnen wehren, wie der Bericht des Lettevereins über seine Setzerinnenschule mittheilt; ob die Schneidergesellen eine Revolte machen und von der Regierung die Abschaffung der Schneidermamsellen fordern, wie es Adalbert von Chamisso vor sechzig Jahren in einem bekannten Liede verewigt hat; oder ob endlich die Aerzte und Apotheker sich heutzutage gegen weibliche Aerzte, weibliche Apotheker zu wehren suchen — die Principienfrage ist immer dieselbe.

Worin besteht sie?

Das eben erwähnte schöne Beispiel von dem Irrenhausdirector und seiner Gattin zeigt uns eine ideale Lösung des Problems. Hier vereinigt sich weibliche Arbeit mit der Berufsthätigkeit des Mannes, und zwar unter Umständen, welche die

besonderen Fähigkeiten des Weibes wirksam werden lassen, eben darum aber eine Arbeitsleistung ermöglichen, die kein Mann, und wäre es der Tüchtigste des Faches, in dieser Weise leisten könnte. Der Director der Irrenanstalt hat neben sich seine Vertreter und Assistenten; aber das, was diese zur Ergänzung seiner leitenden Thätigkeit beitragen, ist etwas Verschiedenes. Es ist auch wohl noch nicht vorgekommen, daß die Irrenärzte Einspruch erhoben haben gegen jene Art von Concurrenz der Frauenarbeit.

Leider ist die Mehrzahl der Fälle verschieden von jenem Beispiel. Denn nur ausnahmsweise ist es möglich, weibliche Arbeit in den Geleisen der männlichen Berufsarten zu entdecken, die nicht dasjenige leisten will, was der männliche Arbeiter kann, ja öfters (nach seiner eigenen Behauptung wenigstens) besser kann. Nun pflegt jede Vermehrung der Concurrenz etwas Unbequemes, jede Verminderung der Concurrenz etwas Erwünschtes zu sein. Weil aber dieses Interesse zunächst ein einseitiges ist, weil ein anderes Interesse ihm offenbar entgegensteht und weil ein drittes Interesse dasjenige der Consumenten ist, für welche die alte und die neue Concurrenz sich in Bewegung setzt, so ist man meistens nicht so unklug, diesen Grund allein ins Feld zu führen und vor der Oeffentlichkeit schlechthin das einseitige Interesse als das Gesammtinteresse darzustellen. Es wird zur Herstellung dieses Einklanges daher etwa geltend gemacht: die neue Concurrenz erzeuge eine Ueberfüllung mit Arbeitskräften, die Leistungen der neuen Concurrenten seien schlechtere, endlich (was für die Concurrenz der Frauenarbeit namentlich in Betracht kommt) die normale Gestaltung der Lohnverhältnisse und der darauf gegründete Unterhalt des Weibes durch Gatten und Vater werde zerstört.

Zuerst die Ueberfüllung der gemeinsamen Erwerbsgebiete

mit Arbeitskräften. Ein plausibler Grund in einem Zeitalter, in welchem man so oft diese Ueberfüllung anklagen hört, auch da, wo die Männer mit dem Angebot ihrer Arbeitsleistungen unter sich sind.

Freilich ein gar nicht brauchbarer Grund für die große Masse der niederen Arbeitsgebiete mit ihren Klagen über Arbeitslosigkeit. Denn hier ist die Frauenarbeit längst heimisch, und man kann den Ueberfluß an Arbeitskräften nicht dadurch reguliren wollen, daß man die weiblichen Kräfte hinausweist. Erst wo diese neu eindringen, hält man ihnen entgegen, daß der Fülle genug sei auch ohne sie, und daß durch sie ein übermäßiges Angebot von Arbeitskräften herbeigeführt werde. Selbst da, wo dieses nicht behauptet wird, mögen gelernte Arbeiter, wie die Setzer in den deutschen Buchdruckereien, die berechtigte Empfindung haben, daß diese neue Concurrenz eine Gefahr für die von ihnen errungenen Arbeitsbedingungen herbeiführen könne. Oder bei dem Auf- und Abfluthen der neuen Arbeitskräfte, wie es in den studirten Berufsarten herkömmlich ist, bei Aerzten und Apothekern, wird — wenigstens in den Fluthperioden — dieser Einwand entgegengesetzt werden.

Allein die Ueberfüllung, die hier der Frauenarbeit als Folge ihres Eindringens vorgeworfen wird, ist längst vorhanden — nur in einer viel drückenderen, viel ungerechteren Gestalt als derjenigen, welche jetzt angeblich herbeigeführt wird. Die Ueberfüllung, welche durch die übliche Zusammendrängung der weiblichen Arbeit in den alten Arbeitsgebieten des Mittelstandes eine chronische geworden, so daß die Arbeitsbedingungen herabgedrückt sind, wie in keinem entsprechenden Gebiete männlicher Arbeit*), — diese

*) Sehr treffende Bemerkungen und Beispiele bei Johannes Weiß, Frauenberuf, S. 26 ff. Er führt aus den Anzeigen der Tagesblätter einzelne an, welche beweisen, daß „die Arbeit einer gebildeten

Ueberfüllung schreit nach Abhülfe, und hier muß Luft und Licht gewährt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß daraus Beschwerden für andere Theile der Gesellschaft entstehen. Im Uebrigen wird für diese letzteren dadurch keine neue Schwierigkeit erzeugt. Eine regellose Zufuhr von Arbeitskräften in irgend einem Beruf straft sich auch dann, wenn männliche Arbeiter allein es sind, die sich ihm anbieten. Selbst in den studirten Berufsarten kennt man diese Erscheinung und ihre Folgen. Die Abhülfe derselben liegt nicht in mechanischen Mitteln, in der Abschließung eines Berufes, sondern in der Anwendung vernünftiger Erwägungen, zufolge deren eine immer gewissenhaftere Selbstprüfung der zuströmenden Kräfte über ihren inneren Beruf, eine immer ernsthaftere Ausbildung für die Ausübung desselben stattfindet. Bleiben die Unberufenen und Untüchtigen zurück, so wird einiger Platz offen bleiben für neue Elemente.

Solch eine Mahnung zu besseren Leistungen ist allerdings unbequemer als die von der anderen Seite kommende Behauptung, die Leistungen des neuen Wettbewerbes würden die schlechteren sein und das herkömmliche Niveau herabdrücken. Hiefür kommen in erster Reihe die eminent qualificirten Leistungen in Betracht, und es liegt nahe, von der Ausübung

Kindererzieherin nur so viel gilt wie die einer besseren (?) Köchin, und eine Wirthschafterin im Preise einer Vertreterin der Hausfrau gleichsteht". Noch ärger ist das, was in den unteren Schichten weiblicher Arbeit herkömmlich ist. So erzählt William Smart (Studies in Economics, 1895: women's wages p. 127), er habe einmal den größten Arbeitgeber für weibliche Arbeit in Schottland gefragt, ob es möglich sei, den von ihm gezahlten Wochenlohn von zehn Mark auf fünf Mark herabzusetzen. „Gewiß," antwortete dieser, „vorausgesetzt, daß X. (er nannte seinen größten Concurrenten) dasselbe thäte; es würde natürlich einen Aufschrei verursachen, aber wir könnten es thun; freilich ist zehn Mark niedrig genug."

des ärztlichen Berufes zu sprechen, wovon in den Erörterungen der Frauenfrage so oft geredet worden ist — in deutschen Landen überwiegend nur geredet, in der Mehrzahl der übrigen Culturländer längst gehandelt.

Weil hiefür eine ausreichende Masse von Erfahrungen vorliegt, in welchen Deutschland bisher nur sehr langsam und mit Hindernissen gefolgt ist, kann vielleicht ohne ein Uebermaß von Kühnheit behauptet werden, daß weibliche Aerzte (vollends mit Ausdehnung auf die Nebengebiete des Apothekerberufes, der Zahnarzneikunde u. dgl.) im Stande sind, das Gleiche zu leisten, wie das, was das übliche, durch die Examina hindurchgelangte Mittelmaß der männlichen Aerzte leistet. Es heißt das thema probandum verschieben, wenn man nicht diese Frage stellt, sondern die andere, ob ein weibliches Wesen bereits eine bahnbrechende Entdeckung auf dem Gebiete der Medicin gemacht habe, oder auch nur die andere, ob ein Weib für alle diejenigen Aufgaben stark genug, die heutzutage von männlichen Aerzten gelöst werden, insbesondere etwa, ob es chirurgische Operationen vorzunehmen im Stande sei. Die Antwort hierauf gibt die neuere Entwickelung der medicinischen Praxis selber durch ihre fortschreitende Specialisirung und durch die zunehmende Gewohnheit, die Sphäre des Hausarztes und die Hinzuziehung des Specialisten zu scheiden. Die Antwort gibt die alltägliche Beobachtung über die Beschaffenheit der staatlich geprüften Aerzte, unter denen Hunderte, ja Tausende achtbarer Männer durch das Examen hindurch und in die Praxis gelangen, ohne daß bei einem Einzigen derselben die Rede davon ist, daß er irgend etwas Nennenswerthes für die Förderung der Wissenschaft gethan, geschweige denn, daß er eine bedeutende Leistung aufzuweisen hat.

Allein dieses ist nicht das Wesentliche für unseren Gegen=

stand. Es kommt nicht darauf an, ob im Allgemeinen die Leistungsfähigkeit weiblicher Aerzte dieselbe sei, wie diejenige der männlichen Aerzte. Das, was von den weiblichen Aerzten verlangt wird, ist etwas Eigenthümliches, wofür das weibliche Geschlecht ebenso sehr den Vorzug besitzt, wie für die Operationen der Chirurgie die starke Hand des Mannes. Dieses ist der Bedarf an weiblichen Aerzten, den die weiblichen Patienten haben — die weiblichen Patienten, wie sie der Mehrheit nach einmal sind.*) Der Arzt schilt darüber und verlangt, daß sie nicht so sein sollten; er erzählt uns, daß es damit allmählich besser werde; mit Genugthuung verweist er auf die Klinik, in welcher es sich von selbst versteht, daß die hier aufgenommene Kranke jede Untersuchung mit sich vornehmen läßt, die ärztlicherseits zur Aufklärung ihres Krankheitszustandes für nothwendig erachtet wird. Indessen, bis es dahin kommt, bis die Hindernisse der Untersuchung gefallen sind, bis die Patientin im Machtbereiche des Krankenhauses sich befindet, vergeht oft eine lange Zeit, und oft ist es dann zu spät, oder es ist gerade

*) Ein Beispiel statt vieler anderen, welches der Göttinger, jetzt Berliner Chirurg Fr. König erzählt (Zeitschrift für sociale Medicin, 1895): „Die Tochter litt . . . an heftigen Schmerzen einer Hand, wegen deren sie ihren Hausarzt und verschiedene Autoritäten vergebens um Rath gefragt hatte. Mein Freund, der Familie durch einen Zufall bekannt geworden, um Rath gefragt, erklärt, ohne Untersuchung des ganzen Armes mit Entblößung der Brust nichts rathen zu können. Das hat, so wird von der Mutter ihm entgegnet, selbst der Professor X. nicht verlangt, und dem Professor Y., der es verlangte, haben wir es abgeschlagen, und nun wollen Sie, ein so junger Mann, darauf bestehen? Aber er bestand darauf. Zweimal abgewiesen, wurde ihm nach Wochen die Untersuchung gewährt. Er fand in der Achselhöhle eine Geschwulst als Ursache der Armschmerzen, und eine gar nicht schwierige Operation beseitigte dieselben."

Zeit genug für das Krankenhaus, darin jene verzweifelten Schnitte auszuführen, bei denen die moderne Chirurgie nur noch ihre Virtuosität, nicht mehr ihre Heilkraft beweisen kann.

Es ist in der weiblichen Literatur über die Frauenfrage — und hier ist sie wohl vor allem glaubwürdige Zeugin — oft und breit auseinandergesetzt worden, wie sehr das Gebiet der Frauenleiden Anlaß zu diesen Mißständen gibt, wie wegen der nun einmal vorhandenen Scheu weiblicher (insbesondere unverehelichter) Personen vor der Offenbarung ihrer Beschwerden an männliche Aerzte ein dringender Begehr nach weiblichen Frauenärzten ruft; wie unterdessen Tausende zu Grunde gehen, weil die ärztliche Hülfe zur rechten Stunde nicht eingreifen kann.

Wie nun öfters derartige Gründe als Waffen des Angriffs und der Vertheidigung hin und her gewendet werden, so geschieht es auch bei den Debatten über diese Frage. Ihr wollt, werfen die Gegner ein, diese Art der weiblichen Schamhaftigkeit schonen, um dafür in viel flagranterer Weise durch Eure Abhülfsmaßregeln die weibliche Schamhaftigkeit zu opfern! Die Ausbildung der Frau, des jungen Mädchens für den ärztlichen Beruf durch die unentbehrlichen Studien der medicinischen Wissenschaften — sei es in eigenen Frauenhochschulen, sei es gar gemeinsam mit den männlichen Studirenden — bedeutet, so wird behauptet, einen so revolutionären Schritt gegenüber unseren Sitten und Erziehungsmitteln für das weibliche Geschlecht, daß diese Zumuthung eine viel stärkere ist, als jene Zumuthung der ärztlichen Diagnose. So die Gegner.

Dies würde richtig sein, wenn es sich um dieselben weiblichen Personen handelte. Es besteht aber die Schwierigkeit, auf die es ankommt, darin, daß nun einmal thatsächlich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts jene übertriebene Scheu besitzt, und an dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert,

daß in einer kleinen Minderzahl von weiblichen Wesen diese Scheu nicht nur überwunden ist, sondern noch viel mehr. Jene Mehrzahl ist eine passive Masse, welche ärztliche Hülfe verlangt, aber nicht von der Hand des männlichen Arztes; diese Minderzahl ist eine Auslese activer Kräfte, deren seelische, geistige, sittliche Beschaffenheit zunächst gar keinen Zusammenhang hat mit der Beschaffenheit jener Mehrzahl. Diese activen Kräfte bestimmen sich nach ihrer eigenen Wahl für den neuen Beruf und für das dazu gehörige Studium, und die Stimme unantastbarer weiblicher Autoritäten sollte uns einigermaßen beruhigen über die sittlichen Gefahren, die daraus entstehen können. Ja, die Erfahrungen, die uns beruhigen können, sind längst da. Wenn die in Deutschland gemachten Erfahrungen nicht genügen, dann die Erfahrungen in der Schweiz, in England, in Amerika. Und wer da meint, die Erfahrungen dieser Länder und ihrer Reformen auf dem Gebiete der Frauenfrage zurückweisen zu können mit einer angeblichen Eigenart deutscher Sitten und Sittlichkeit, der verwechselt die Vorurtheile von Krähwinkel mit der Kenntniß der wirklichen Welt, der weiß gar nicht, wie die Sitten der Engländerinnen, Schweizerinnen u. s. w. in Wahrheit beschaffen sind. Er gehe hin und lerne sie kennen, und wenn er heimkehrt, wird er sich seiner Vorurtheile schämen.

Aber liegen die Erfahrungen nicht näher zur Hand? Haben wir nicht mit der Sanction der ältesten und conservativsten Mächte, im Dienste der katholischen Kirche, neuerdings der evangelischen Kirche, die weiblichen Krankenpflegerinnen, deren Einübung für ihren Beruf wie ihre ausübende Thätigkeit eine Hingabe verlangen von gleicher Art mit derjenigen, welche die Ausübung des ärztlichen Berufes durch weibliche Wesen fordert? Muß bei jenen nicht, wie bei diesen, vor dem heiligen Ernste

eines großen Lebensberufes der Sittlichkeitsbegriff der sechzehnjährigen Dame in ein Nichts zerrinnen?*) Und ist diese negative Größe ein Grundstein weiblicher Tugend, mit dem die Welt weiblicher Zucht in Trümmer fällt?

Die Aenderungen, die sich in der That vollziehen, sie resultiren aus dem Wesen alles Historischen und darum alles Sittlichen. Sie vollziehen sich, hier wie sonst, zuerst in einer Minderheit bahnbrechender Geister, denen langsam die Mehrzahl folgt. Die Einen gehen voran in Jahrzehnten, die Andern kommen nach in Jahrhunderten.

Jedoch der scheinbar stärkste Grund, der aus dem Gesichtspunkte der Concurrenz gegen die Mitwerbung weiblicher Arbeit in neuen Berufsarten geltend gemacht wird, ist der noch zu erörternde: die behauptete Gegenwirkung gegen das allgemein anerkannte Ideal der auf den männlichen Erwerb gegründeten Ehe. Wir haben in den voraufgegangenen Betrachtungen Manches gefunden, was dieses Ideal unterstützt, indem wir uns überzeugten (im Gegensatze zu einzelnen beliebt gewordenen Uebertreibungen), wieviel auch heute und künftig noch für die weiblichen Mitglieder des Haushalts neben der erwerbenden

*) Im Jahre 1833 schrieb Heinrich Leo aus der Sphäre der deutschen Universitätsstadt mit ihren endlosen Tanzvergnügungen und ihrem auffallenden Mangel an ernsthafter Einwirkung auf die weibliche Jugend der bevorzugten Classen das Folgende: „. . . . unserer Mädchenwelt, deren Individuen (statt, wie ehemals, von der Gesellschaft ausgeschlossen in ihrem eingezogenen Leben zu strengem häuslichen Dienst und zur frommen Demuth angehalten zu werden), ohne in der Regel auch nur so viel Ernst gezeigt und so viel Mühen getragen zu haben, wie ordentlicher Weise ein Quartaner, doch zu so großen, ja beinahe größeren gesellschaftlichen Prätentionen berechtigt sein wollen als ältere Frauen." (Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, Bd. I, S. 84.)

Arbeit des Gatten und Vaters zu thun übrig geblieben ist. Indessen immer nur dort, wo ein Familienhaushalt begründet ist. Da, wo ein Weib in dessen Bereich keinen Platz findet, wo sie ihn noch nicht oder nicht mehr findet, da ist jenes Ideal für sie ein abstractes Ziel, welches für sie zunächst oder überhaupt unfruchtbar ist. Der gleiche Fall liegt dann vor, wenn der Erwerb des Mannes dem Familienhaushalt nicht die zureichenden Unterhaltsmittel zuzuführen vermag. Hier wird die ergänzende Erwerbsthätigkeit der Frau, der Töchter helfen müssen, und die abstracte Vorstellung, daß diese weibliche Erwerbsthätigkeit mittelbar der Familiengründung anderer Männer entgegenwirke, kann sie nicht entschädigen für die concreten Mittel des unmittelbaren Lebensbedarfes.

Es ist die gleiche Frage, welche durch die große Masse der längst — und leider! — gewohnheitsmäßigen Frauenarbeit niederer Art hindurchgeht. Die Erscheinungen dieser Kategorie sind viel beklagenswerther, als jene anderen; und dennoch kann ihnen, um jenes abstracten Ideals willen, nicht entgegengetreten werden. Das, was thatsächlich die reformirende Gesetzgebung thut, beschränkt sich auf die Beseitigung gewisser Auswüchse, übermäßiger Arbeitsdauer, Nachtarbeit u. dgl. — Der Kern des Zustandes bleibt unangetastet, weil es vernünftigerweise unmöglich ist, ihn aufzuheben.

VI.

Man hat neuerdings, sei es um zu zeigen, was bereits vorhanden ist, sei es um zu lehren oder zu warnen, Ueberschau

gehalten über die Gebiete, in denen weibliche Berufsarbeit qualificirter Art sich Boden gewonnen hat.*)

Voran steht hier die darstellende Kunst. Die jetzige Art des Kunststudiums der Frauen hat in den meisten Ländern, so namentlich in Deutschland, erst einige Jahrzehnte hinter sich. Angesichts dieser kurzen Zeitspanne haben wir uns nicht darüber zu wundern, daß noch kein Meister ersten Ranges unter ihnen zu finden ist, sondern vielmehr darüber, daß so viel der Masse wie dem Grade nach geleistet worden ist.

Die frühesten Erfolge einer größeren Zahl hat Frankreich aufzuweisen: in dem Museum des Luxemburgpalastes, in dem die Kunst der Gegenwart ihre Stätte gefunden, sind bereits elf Künstlerinnen durch ihre Werke verewigt. Aber auch in Deutschland wächst Zahl und Bedeutung der weiblichen Malerinnen mit jedem Jahr. Auf der letzten großen Berliner Kunstausstellung waren nicht weniger als 129 Künstlerinnen vertreten, und die Zahl der Zurückgewiesenen soll noch größer gewesen sein.**)

---

*) So besonders in dem von Gustav Dahms herausgegebenen Sammelwerke „Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben, seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte", darunter hervorzuheben: Georg Voß, Die Frauen in der Kunst; Derselbe, Die Frau im Kunstgewerbe; Karl Krebs, Die Frauen in der Musik; Max Osborn, Die Frauen in der Literatur und der Presse; Max Haushofer, Die Ehefrage im Deutschen Reich; Paul Schlenther, Der Frauenberuf im Theater (Berlin, Richard Taendler, 1895—1896). Zu vergleichen ist ferner Lic. Johannes Weiß, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Evangelisch-soziale Zeitfragen, Zweite Reihe, Siebentes Heft, Leipzig, Grunow, 1892. Auch Julius Lessing, Handarbeit, Vortrag in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 12. März 1887.

**) Vgl. Georg Voß, Die Frauen in der Kunst, 237 ff., wo

Aehnliches entwickelt sich im Kunstgewerbe weiblicher Kräfte, wenn auch hier als Folge alter Gewohnheiten die berufsmäßige Schulung und die nur hiedurch zu erreichende berufsmäßige Tüchtigkeit vielfach noch die Ausnahme, ein ungeschulter Dilettantismus die Regel ist.

Ebenso wie in den darstellenden Künsten ist es in der Tagesliteratur. In dieser letzteren zumal erweist sich, ähnlich wie in den Künsten, die Gunst des freien Zutritts förderlich, die wenigstens nicht durch die Schranken amtlicher Vorschriften, sondern nur durch elastische Hindernisse beeinträchtigt wird und gerade neuerdings sich mehr und mehr davon frei zu machen beginnt. Kann doch die vortreffliche englische Schriftstellerin, Margaret Bateson, in ihrer Umschau über diesen Frauenberuf (Professional women upon their professions, London, Horace Cox, 1895) den Satz aufstellen: „Im Journalismus haben die Frauen eine gesichertere Stellung als fast in irgend einer andern Berufsart." Mit ein wenig Geschick und Fleiß erwirbt heute in England eine Journalistin zweihundert bis vierhundert Pfund Sterling jährlich, einzelne viel mehr.

In Kürschner's Deutschem Literatur-Kalender für das Jahr 1895 finden sich 1074 weibliche Namen, etwa zwei gleiche Hälften von Verheiratheten und von Unverheiratheten. Aber den deutschen in der Leistungsfähigkeit und im Ansehen voran sind zur Zeit noch die englischen und zumal die amerikanischen Schriftstellerinnen. Schon im Jahre 1891 zählte man in England 800 Journalistinnen (deren es dort im Jahre 1845 nur 15 gegeben hatte). Das Englishwoman's Yearbook für das Jahr 1896 gibt die Namen von nicht weniger als 56 Zeit-

auch eine lange Reihe von nennenswerthen Namen aufgeführt ist, der Deutschen und der Ausländerinnen.

schriften für Frauen und Mädchen, die als solche ganz oder fast ganz durch weibliche Kräfte geschrieben werden.

In den Vereinigten Staaten von Amerika reicht die journalistische Berufsthätigkeit des weiblichen Geschlechts zeitlich weiter zurück und ist heute breit in den Vordergrund getreten. Seit einem Menschenalter haben sich dort die Dinge so entwickelt, daß man kaum eine Tageszeitung, Wochenschrift, Monatsschrift finden kann, bei welcher nicht Frauen in der Zahl der Beamten, Redacteure oder Mitarbeiter sich finden. Allein im Staate Illinois waren im Jahre 1894 an Zeitungen 300 Frauen beschäftigt, im Staate Massachusetts bereits im Jahre 1885 nicht weniger als 377.

Indem wir diese Andeutungen hier nicht vermehren, lassen wir uns daran genügen als Kennzeichen jener vorhin bemerkten Berufsthätigkeit des weiblichen Geschlechts, welche heute in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft unwiderstehlich auf den Markt hinaus drängt. Nicht unsere Absicht ist es, eine statistische Ueberschau dieser Entwickelung bei gegenwärtiger Gelegenheit zu halten. Uns ist es hier um die leitenden Grundgedanken und Probleme der Frauenbewegung zu thun. Und in diesem Sinne geschieht es, daß wir uns jetzt der Frage des Frauenstudiums zuwenden.

VII.

Bei der Frage des Frauenstudiums tritt uns (zugleich mit dem Reize einer brennenden Tagesfrage) in seinen höchsten

Spitzen sowohl der Kampf um die neuen Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts wie das Ringen um eine wesentlich veränderte Einrichtung der weiblichen Erziehung entgegen. Weder kann die Meinung der neuen Bestrebungen für das Frauenstudium die sein, eine unterschiedslose Menge von weiblichen Wesen in die studirten Berufsarten hinüberzuführen und die Mißstände, die wir an dem Studium und den Studirten des männlichen Geschlechts kennen, zu verdoppeln, noch kann ein vernünftiger Mensch daran denken, für die Gesammtheit oder nur eine große Zahl der bisherigen Zöglinge der höheren Töchterschule ein Hochschulstudium einführen zu wollen. Dagegen soll das Frauenstudium gleichsam den Gipfel der Reformbestrebungen in beiderlei Richtung bezeichnen, von welchem aus man in eine neue Welt der weiblichen Berufsbildung und der weiblichen Erziehung hinabschaut.

Um zunächst einen Maßstab für die Neuheit der Sache zu gewinnen, ist es angemessen, theils einen Blick in die Geschichte zu werfen, theils und namentlich eine Vorstellung davon zu gewinnen, was im Auslande neuerdings auf diesem Gebiete geschehen ist.

Seit den frühen Jahrhunderten des Mittelalters erscheinen gelehrte Nonnen*), welche freilich in einem Zeitalter, in dem große Dichter des Lesens unkundig waren (wie Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Lichtenstein, Graf Hugo von Montfort), ihre Gelehrsamkeit meist auf die Kunst des Lesens und Schreibens beschränkten. Aber einzelne erheben sich zu einem höheren Grade der Gelehrsamkeit, und ihre Schriften hat die Geschichte aufbewahrt. Zumal in der Zeit der Ottonen und theilweise

---

*) Weinhold, Geschichte der deutschen Frauen in dem Mittelalter, Bd. I, S. 121—143.

in der Verwandtschaft des königlichen Hauses gab es gelehrte Frauen. Darunter jene Hedwig von Schwaben, deren Andenken uns von Scheffel im „Ekkehard“ erneuert worden ist; oder ihre Schwester Gerbirg, die Aebtissin des sächsischen Stiftes Gandersheim sammt deren Schülerin Hrotsvith, welche die schwierigeren lateinischen Schriftsteller beherrschte und ein gutes Latein schreiben lernte, in dem sie dann fünf Legenden, sechs Comödien, ein Lobgedicht auf Otto I. und eine Geschichte der Anfänge des Klosters Gandersheim abfaßte. Oder Heloise, die Nichte des Canonicus Fulbert in Paris, die Schülerin und Gattin des großen Abälard. Sie war wegen ihrer Gelehrsamkeit in ganz Frankreich berühmt*). Abälard hatte sie in diese Gelehrsamkeit eingeführt, indem er ihr Unterricht im Griechischen, Hebräischen, in der Theologie gab. Die Zeugnisse ihres lateinischen Stils und ihres darin verewigten Geistes findet man in ihrem Briefwechsel mit Abälard. Das Höchste, und nicht bloß in einzelnen Frauen, zeigt uns dann das Zeitalter der Renaissance in Italien (vgl. S. 76).

Blicken wir in das letzte Jahrhundert, so erscheint uns in Frankreich die Gestalt des Fräulein von Lezardière. Von dieser gelehrten Dame ist ein großes rechtshistorisches Werk verfaßt, welchem Robert von Mohl gründliche Gelehrsamkeit, Festigkeit des Planes, Kunst der Stoffverwendung bei einem schwierigen Gegenstande nachrühmt. Von früher Jugend an hat die Verfasserin auf dem väterlichen Schlosse in der Vendée ihre geschichtlichen Forschungen unermüdet fortgesetzt, bis die Stürme der Revolution sie vertrieben**).

*) Hausrath, Peter Abälard (1893). Abälard sagt von ihr: „per abundantiam litterarum erat suprema.“

**) Robert von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (1858), Bd. III S. 46.

Minder erfreulich scheint das, was in Deutschland während der letzten Jahrhunderte als das „gelehrte Frauenzimmer" bekannt und berüchtigt geworden ist — ein Seitenstück der männlichen Gelahrtheit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts*). Wo es denn sich ereignete, daß in der Gelehrsamkeit Frau Gottsched mit ihrem Gatten wetteiferte, oder in Greifswald Anna Christine Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea, in öffentlichem Actus sich rhetorisch präsentirte.

Einen etwas anderen Eindruck macht die Frau Dorothee Christiane Erxleben, die Gattin des Diakonus in Quedlinburg, welche am 12. Juni 1754 von der medicinischen Facultät der Universität Halle zum Doctor promovirt wurde. Sie war die Tochter eines Arztes, der ihre Jugendbildung und ihre Erziehung für den ärztlichen Beruf leitete, verfaßte auch im Jahre 1742 eine größere Schrift über das gelehrte Studium der Frauen, erhielt vom Könige den Dispens zur Promotion und legte das mündliche Examen in lateinischer Sprache „mit einer solchen gründlichen Genauigkeit und bescheidenen Beredtsamkeit" ab, daß „alle Anwesenden damit vollkommen vergnügt waren".

Die neuerdings öfters hervorgezogene Promotion der Dorothea Schlözer zu Göttingen möchte ich, nach einem Einblick in die Acten unserer philosophischen Facultät, nicht gar zu ernsthaft genommen wissen. An wissenschaftlichem Ernst mag sie vielleicht mit manchen anderen Promotionen der damaligen Zeit sich vergleichen können, nicht aber mit dem, was jetzt — ein Jahrhundert später — in derselben Facultät gefordert wird und auch von weiblichen Candidaten geleistet worden ist.

Allein diese flüchtigen Andeutungen sind kein Ersatz für eine zusammenhängende historische Darstellung des Gegen-

*) G. Steinhausen in „Nord und Süd", October 1895.

standes; sie sollen nur eine ungefähre Empfindung dafür geben, daß vielerlei und seit lange vorausgegangen ist, was die heutigen Bestrebungen für das Frauenstudium vorbereitet hat.

Größeren Nachdruck möchte ich auf die Vorgänge des Auslandes in der Gegenwart legen. Denn in diesen erst beginnt, was so lange eine Curiosität und Ausnahme gewesen, sich in ein normales Stück geistiger Ausbildung und regelmäßigen Berufsstudiums zu verwandeln. Was man uns auch von den gelehrten Nonnen des Mittelalters, den weiblichen Professoren Italiens und den Frauen der Renaissance bis herab zu den gelehrten Frauenzimmern Deutschlands erzählen mag — das ungläubige Ohr kann daraus leicht etwas Aehnliches heraus hören, wie die Töne des sechsjährigen Musikvirtuosen, den seine Eltern als ein Weltwunder herumführen, das ebensoviel Kopfschütteln als Bewunderung hervorruft. Was dagegen heute um unsere Grenzen herum bei den anderen Culturvölkern sich entwickelt hat, mit einer Energie und Unwiderstehlichkeit, daß es längst begonnen hat, die Grenzen zu überwinden und zu uns hereinzudringen; was den Charakter einer Einzelerscheinung längst abgestreift, ja von Anfang an wie eine neue Institution sich festgesetzt und Wurzel geschlagen hat — das nimmt für sich dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch, wie jede andere Seite des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens dieser Nachbar-Nationen.

Die Frage bleibt ja immer: was bedeutet für uns eine solche Erscheinung in dem Leben anderer Völker? Welche Beweiskraft wohnt einer solchen Entwickelung des Auslandes für die Anerkennung ihres Beispiels im eigenen Lande bei? Wir haben weiter oben, da, wo wir von der abstracten Forderung der Gleichstellung des weiblichen Geschlechts sprachen, es als einen lobenswerthen Charakterzug der deutschen Frauenbewegung

bezeichnet, daß sie die staatsrechtliche Seite dieser Gleichstellung hintangesetzt habe, verschieden von dem Auslande, von England, den englischen Colonien, den Vereinigten Staaten von Amerika, wo gerade auf diese Seite des Gegenstandes sich ein wesentlicher Theil der Bewegung richtet. Wenn also an diesem Punkte Verschiedenheit der Bestrebungen des eigenen Landes gegenüber den anderen Ländern Weisheit ist, warum nicht auch an jenem?

Wäre diese Consequenz richtig, so würde ihr die allgemeine Wahrheit entsprechen, daß Entwickelungen innerhalb der europäischen Völkerfamilie und ihrer gemeinsamen Cultur überhaupt nicht anzuerkennen sind, daß eine Nutzanwendung voraufgehender Erlebnisse und Bestrebungen des einen Volkes auf das andere überhaupt eine Verkehrtheit ist, daß jedes Volk sein eigenes Leben lebt und keines von dem anderen etwas zu lernen hat. Niemand wird es heutzutage wagen, so etwas zu behaupten. Wissenschaft und Erfahrung, ja die täglichen Erlebnisse strafen eine solche Ansicht Lügen. Es gibt bereits so viel Gemeinsames in den Einrichtungen des politischen und socialen Lebens der Völker, dieses Gemeinsame ist im Laufe des neuen Zeitalters so mächtig angewachsen, daß die Hauptsache nicht bestritten werden kann. Streitig kann nur das Einzelne sein und die Beweiskraft des Einzelnen in den Vorgängen des einen Landes gegenüber dem anderen Lande. Wir haben in diesem Sinne bestritten, daß es wünschenswerth sei, das Beispiel der englisch-amerikanischen Bewegung für Frauenstimmrecht in Deutschland zu befolgen, oder vielmehr die Thatsache mit Genugthuung hervorgehoben, daß innerhalb der deutschen Frauenbewegung (in der Begrenzung, die wir kennen) ein solches Bestreben sich nicht geltend gemacht hat. Der Grund dafür war der, daß trotz der unverkennbaren Bedeutung des englischen Vorbildes

für die deutsche Verfassungsentwickelung große Verschiedenheiten im Einzelnen bestehen, insbesondere solche Verschiedenheiten, welche den Grad der staatsbürgerlichen Reife zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bestimmen. In England ist man stufenweise vorangeschritten auf dem Wege des freien Staatswesens durch monarchische, aristokratische, demokratische Entwickelungen hindurch, deren jede — zumal die demokratische Entwickelung dieses Jahrhunderts — ihrerseits abgestuft war in besonnenen Fortschritten der Verfassungsreform. In Deutschland umgekehrt ist, nach einer lange durch widrige Geschicke gehemmten Entwickelung, wie nach einem russischen Winter plötzlich der heiße Sommer gefolgt, der die wesentlichen äußeren Bestandtheile eines freien Verfassungswesens brachte; und die schädlichen Folgen dieses unvermittelten Sprunges sind nicht ausgeblieben. Wollen die Engländer und ihr coloniales Gefolge in der großen Völkerfamilie der Erde den Schritt versuchen, an die demokratischen Stimmrechtsreformen der letzten Jahrzehnte oder dasjenige der Art, was viel länger (wie in den neuenglischen Ländern) besteht, die Erweiterung auf das Frauenstimmrecht anzureihen, so sollen sie ihr Heil versuchen. Wir hegen als Zuschauer das Vertrauen, daß sie die Staatsweisheit in den inneren Reformen, die sie bisher ausgezeichnet, auch dabei beweisen werden. Aber alles das, was sie uns hier zeigen, lehrt uns gerade, wenn wir nicht mechanisch, sondern mit historischem Verständniß ihr Beispiel befolgen wollen, uns vor ferneren kühnen Sprüngen in der Entwickelung unserer Wahlrechte zu hüten.

In dem Gebiete höherer Erziehung des weiblichen Geschlechts bedeuten die Vorbilder Englands für uns etwas ganz Anderes. Hier sind derartige Gegensätze, wie in dem Verfassungsleben der beiden Reiche, gar nicht vorhanden. Hier

kann namentlich nicht eine traditionelle Ueberlegenheit dessen, was England geleistet, über das, was Deutschland hat, zugestanden werden. Im gesammten Gebiete des Unterrichts vielmehr nimmt Deutschland seit Jahrhunderten für sich in Anspruch, den Vortritt zu haben, ob man nun die breiten Massen des Volkes und der Volksschulen oder die hochragenden Gipfel des Unterrichts, die Universitäten und die neueren technischen Hochschulen, im Auge hat. Ja, England ist es und nicht England allein, welches diese Ueberlegenheit der deutschen Schuleinrichtungen kennt und in neuester Zeit auf manchen Gebieten durch thatsächliche Befolgung der deutschen Muster anerkannt hat. Etwa gerade das Gegenstück zu dem Verhältniß wechselseitiger Abhängigkeit und Geltung, wie bei der Gestaltung der freien Verfassungsformen. Die Art, wie in den letzten Jahrzehnten England (Frankreich, Italien) den Vorbildern des deutschen Volksunterrichts gefolgt ist, nachdem diese Staaten ihn Jahrhunderte lang vernachlässigt hatten; die Art, wie der Aufschwung der deutschen Industrie die einst unbesiegbar scheinenden Engländer auf eine wichtige Quelle dieses Aufschwungs zurückgeführt, wie sie den technischen Unterricht der Deutschen, den Zusammenhang desselben mit der Universitätswissenschaft und den Fortschritten der Naturforschung zum Vorbilde genommen; der Eifer endlich, den alle Nationen, am meisten die praktischen Amerikaner, zeigen, die Leistungen der deutschen Universitäten auf allen Gebieten der Wissenschaft in deren Heimath kennen zu lernen und in die eigene Heimath hinüberzutragen — alles das beweist hinreichend, welche Stellung Deutschland in diesen Dingen gegenüber den anderen Nationen einnimmt, wenn man sich auch vor dem Beispiele Derer hüten soll, die, den Pariser Jargon nach Berlin verpflanzend, von „der ersten Universität der Welt“ zu reden beginnen. Was

neulich in der Berliner Universität bei festlichem Anlasse zu der versammelten Gemeinde der Lehrer ein beredter Mund mit göttlicher Grobheit gesagt hat, das vernichtende Wort von den wenigen Edeltannen und dem Gestrüpp der Notizensammlungen — es mag in gewissem Sinne wahr sein. Und in der „Saturday Review“ war bald danach ein Widerklang zu hören. Um nichts weniger bleibt die relative Würdigung der Institutionen des hohen Unterrichts zwischen Deutschland und den anderen Nationen dieselbe. Denn ob nun jenes harte Urtheil gerecht sein mag oder nicht — es ist kein anderes Land zu entdecken, in welchem, Alles in Allem, ein Gleiches oder gar ein Größeres geleistet wird.

Wenn dem aber so ist, so können wir dem Vorsprunge, den die weibliche Bildung in England und sonst im Auslande vor der deutschen genommen hat, nicht einen Einwand entgegenhalten, wie den wider die politischen Reformen. Hier liegt auf uns das „Noblesse oblige“ des Voranschreitens, und wir haben uns verwundert zu fragen: wie kommt es, daß wir an diesem Stück so weit zurückgeblieben sind?

VIII.

Hier ist zunächst ein Charakterzug hervor zu heben, der seinerseits in die politischen Grundlagen englischen und neuenglischen Lebens hineingehört — die Leistungskraft der freien Initiative, unabhängig von staatlicher Unterstützung oder staatlicher Organisation. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß mehrere Bemühungen um Reformen des höheren Unterrichts für das weibliche Geschlecht, die seit einigen Jahren in Deutschland sich

durchzusetzen verstanden haben, durch ähnliche Mittel zum Ziele gelangt sind. Nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was bei uns ein dürftiger Anfang, dort drüben eine reiche Fülle von blühenden Stiftungen ist. Vor allem in den Vereinigten Staaten; jedoch immer noch in zahlreichen und ansehnlichen Instituten auch in England.

Seit in Amerika*) der Geistliche Harvard (1636) die Summe von achthundert Pfund Sterling stiftete, um jene Universität zu gründen, deren Wohnstätte Cambridge an die alte englische Heimath und deren Hochschule erinnerte, hat es in Boston, der großen Nachbarstadt von Cambridge, geheißen, kein Bürger von Boston könne ruhig im Grabe schlafen, wenn er dem Harvard-College nichts vermacht habe. Der Reichthum des neuesten Zeitalters hat diese Gewöhnung gesteigert. Hand in Hand mit dem Wachsthum der äußeren Mittel ist die Gesinnung gewachsen, welche in königlicher Weise Opfer für ideale Zwecke, zumal für Hochschulen, dem Gemeinwesen darbringt. Die letzten Jahrzehnte zeigen eine überraschende Menge von neuen Stiftungen der Art und von Vermögensgrößen, die uns fabelhaft erscheinen. Fabelhaft — weil wir sie an dem Hintergrunde heimischer Gewöhnungen messen, für welche, neben so vielem Anderen, etwa die letzten Herrenhausdebatten über die preußische Steuerreform ein typisches Zeugniß ablegen.

Hier einige Angaben. In den letzten zwanzig Jahren hat die Universität Harvard jährlich etwa eine Million Mark, in manchen Jahren zwei Millionen Mark geschenkt erhalten. Für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten sind in derselben Frist (nach dem amtlichen Bericht des Bundescommissars für

*) Vergl. die heutige Nationalökonomie in England und Amerika im Jahrbuch für Volkswirthschaft im Deutschen Reich, 1889, S. 953 ff.

das Unterrichtswesen) jährlich etwa dreißig bis fünfunddreißig Millionen Mark gewidmet worden. Dem Report des Commissioner of Education für das Jahr 1892—93 (Washington 1895) — das letzte, für welches ein Bericht vorliegt — entnehme ich (vol. I p. 87), daß alle Universitäten und Colleges der Vereinigten Staaten, welche Ausweise eingesandt haben, zusammen ein Jahreseinkommen von 14,6 Millionen Dollars hatten (62 Millionen Mark); von diesen floß mehr als ein Drittel (34,9 Procent) aus eigenem Vermögen; ungefähr eben so viel aus den Schulgeldern (37,4 Procent). Nur 16,2, also kaum ein Sechstel, wurde durch die öffentlichen Körperschaften (Union, Einzelstaaten, Städte) aufgebracht. Im Einzelnen zeigt der Staat Massachusetts ein Gedränge von neuen Stiftungen. In Boston selber, wo bereits 1836 das (polytechnische) Lowell-Institut gestiftet ist, seit 1880 die Boston University mit einer Stiftung von acht Millionen Mark (1874) durch zwei Bostoner Kaufleute. In Worcester bei Boston ist kürzlich die Clark University gegründet, zu welcher ein anderer Bürger von Boston einundfünfzig Millionen Mark gestiftet hat. In Ithaca im Staate New York ist die Cornell University mit etwa dreizehn Millionen Mark an Schenkungen begründet; in Baltimore die Johns Hopkins-Universität mit dreißig Millionen Mark, die der Stifter, ein Kaufmann in Baltimore, hergegeben. Aus vielen anderen solchen Stiftungen heben wir die neueste und großartigste hervor, die Universität Chicago (1892), zu welcher dreißig Millionen Mark geschenkt sind, davon die Hälfte von dem Petroleumkönig John Rockefeller, der neuerdings seine Schenkungen noch vermehrt hat.

In dieser Umgebung erheben sich diejenigen Stiftungen, welche Frauenhochschulen in das Leben gerufen haben, deren es jetzt eine ganze Reihe gibt. Voran das große Vassar College

in Poughkeepsie im Staate New York, welches im Jahre 1861 der Bierbrauer Vassar am Abend seines Lebens mit einer Schenkung von vier Millionen Mark begründete; etwas später Wells College in Aurora, im Staate New York, von dem Begründer des Expreßbeförderungsinstituts Wells Fargo gestiftet, einem selbstgemachten Manne, wie die meisten Amerikaner dieser Kategorie, der die Jahre seines Alters durch diese Stiftung schmückte. Dann im Staate Massachusetts Wellesley College, auf Grund einer Schenkung von drei Millionen Mark durch zwei Personen; das Smith College zu Northampton, an welchem lange der hervorragende Gelehrte John B. Clark Professor der Geschichte und Staatswissenschaft gewesen, bis er kürzlich an das Columbia College in New York berufen worden ist.

Diese Colleges für junge Mädchen sind eine der beachtenswerthesten Erscheinungen in dem heutigen Leben der Union. Sie beweisen an ihrem Theile das ernsthafte Streben auf geistigem Gebiete, welches sich in den Vereinigten Staaten kundgibt. Im Einzelnen verschieden, mag auch das tüchtigste unter ihnen noch Vieles zu wünschen übrig lassen, bis das Höchste erreicht ist. Aber schon wie sie sind, überragen sie um ein gutes Stück unsere höhere Töchterschule und das daran sich schließende französische Pensionat. In dem Alter, da unsere jungen Mädchen das Ziel ihrer Schulbildung, nämlich die Maturität zur Ballunterhaltung, erlangt haben, setzen sich in jenen Colleges die jungen Amerikanerinnen auf die Schulbank und fangen erst recht an, ernsthaft zu lernen. Bereits das vor mehr als einem Menschenalter eröffnete Vassar College hatte folgende Einrichtung. Zugelassen werden nur junge Mädchen, die mindestens fünfzehn Jahre alt sind und eine Prüfung bestehen in lateinischen Classikern, höherer Algebra,

Rhetorik und Geschichte. Das Studium zerfällt in zwei Curse, den classisch-philosophischen und den naturwissenschaftlich-neusprachlichen. Jeder Cursus dauert vier Jahre, nebst einem fünften Jahre für Specialstudien, nachdem ein breiter Grund gelegt ist, sei es in griechischen und lateinischen Autoren, sei es in Naturwissenschaften, neben den ergänzenden Fächern der Philosophie, Nationalökonomie, Literaturgeschichte u. s. w.

Diese Entwickelung eigener Frauenakademien auf Grund eigener Stiftungen hat zugleich die pädagogische Frage — ob Verbindung oder Trennung der Studien für beide Geschlechter — überwiegend im letzteren Sinne entschieden, obwohl nicht eigentlich durchgreifend, da sich vielmehr Manches an die Männer-Universitäten angehängt hat (so in Harvard University).

Aehnlich ist es in England gegangen. Auch hier, wenn auch nur selten mit so großartigen Mitteln, die Tradition freier Stiftungen. Doch beginnt das Frauenstudium im Schatten der alten Universitäten. Im Januar 1870 wurden zum ersten Male in Cambridge*) Vorlesungen für weibliche Studirende gehalten. Der Wunsch auswärtiger Damen, dieselben zu hören, veranlaßte Miß A. J. Clough, die ihrerseits durch amerikanische Erfahrung beeinflußt war, ein Haus in Cambridge zu miethen, in welchem sie fünf Studirende aufnahm, und als nun die Zahl derselben sich beständig vermehrte, wurde ein eigenes Gebäude, Newnham Hall, im October 1875 unter der Leitung derselben Dame eröffnet. Bereits im folgenden Jahre erwies sich der Raum des neuen Gebäudes nicht ausreichend für die große Zahl der von auswärts zuströmenden Mädchen; man

*) Zur Finanzstatistik der englischen Universitäten in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 1890, Bd. 55. Ferner Käthe Schirmacher in der „Nationalzeitung", 31. Mai und 12. Juli 1891.

suchte durch vorläufige Unterkunftsmittel auszuhelfen, bis endlich im Frühjahr 1879 die Vorsteherschaft sich entschloß, ein zweites Gebäude zu errichten. Ein drittes folgte zehn Jahre später. Der Gesammtname Newnham College ist seit Erlangung der Corporationsrechte gewählt nach der Ortschaft, in der die Gebäude liegen, einer Vorstadt von Cambridge. Es ist in den drei Gebäuden Raum für hundertundvierzig Studirende, daneben für die Vorsteherinnen (eine derselben eine Tochter Gladstone's) und für einen Theil der Lehrerinnen, dazu die gemeinsamen Räumlichkeiten für Vorlesungen, Bibliothek, Laboratorium, Turnhalle. Seit dem Jahre 1881 hat die Universität Cambridge den weiblichen Studirenden die Zulassung zu ihren Prüfungen gewährt, indessen bisher die Graduirung ihnen vorenthalten wegen der an die akademischen Grade (in Cambridge wie Oxford) sich knüpfenden öffentlichen Rechte in der Körperschaft der Universität.

Alles das ist zu Stande gekommen durch freie Gemeinnützigkeit. Zuerst entstand eine Gesellschaft zur Einrichtung von Vorlesungen für weibliche Studirende, dann eine Gesellschaft zur Herstellung eines Wohngebäudes für weibliche Studirende, und so ging es weiter fort. Jetzt besteht eine Anzahl ansehnlicher Stipendien, mehrere gestiftet von den reichen Zunftgesellschaften der City von London. Wohlthäter weiblichen Geschlechts zeichnen sich vor den andern aus.

Ein fernerer Act der freien Gemeinnützigkeit war die Gründung der Gesellschaft für Mädchenschulen, die es sich zur Aufgabe machte, die Mädchenschulen so einzurichten, daß sie den Anforderungen der Universität angepaßt würden. In jenen wurde fortan Latein und Mathematik obligatorisch. An diese reiht sich, durch entsprechende Prüfungen vermittelt, das Studium

von Cambridge*), und zwar im Sinne des hier herkömmlichen Studiums, vorzugsweise in alten Sprachen, Mathematik, Philosophie. Der Zweck ist theils die Erlangung einer gründlichen Bildung, theils die Verfolgung eines Fachstudiums, das äußere Ziel in vielen Fällen der Lehrberuf.

Aus dem Kreise der Professoren kam dem neuen Unternehmen eine Anzahl der hervorragendsten entgegen — der

*) Hier ein Beispiel des englischen Frauenstudiums, dem im Anhange der Dissertation abgedruckten Lebenslauf einer Dame entnommen, welche im Sommersemester 1895 von der philosophischen Facultät zu Göttingen promovirt worden ist: „Ich, Grace Emily Chisholm, Tochter des früheren Warden of the Standards Henry Williams Chisholm und seiner Ehefrau Anna Louisa Chisholm, geb. Bell, wurde am 15. März 1868 in London geboren. Ich bin Mitglied der englischen Kirche.

„Vor meiner Uebersiedelung an die Universität Cambridge habe ich nur Privatunterricht gehabt und habe dann im December 1885 die Prüfung bestanden, welche von der Universität Cambridge für Studirende unter achtzehn Jahren in allen Theilen Englands veranstaltet wird (Senior Cambridge Examination).

„Im April 1889 bin ich als „Sir Francis Goldsmid Scholar" in das Girton College, Cambridge, eingetreten. Die erste Universitätsprüfung (Previous Examination) bestand ich im Juni desselben Jahres, die zweite Universitätsprüfung (Tripos Examination, Part I), und zwar in reiner und angewandter Mathematik, im Juni 1892. Unmittelbar nachher reiste ich nach Oxford und bestand dort die sogenannte Schlußprüfung (Final Mathematical Schools). Nachher bin ich noch ein Jahr im Girton College geblieben und habe meine mathematischen Studien weiter geführt. Endlich bestand ich im Juni 1893 an der Universität Cambridge die mathematische Prüfung für graduirte Studirende (Mathematical Tripos, Part II).

„Im Herbst 1893 reiste ich nach Göttingen und habe an der dortigen Universität nach Zulassung als Hospitantin durch den Herrn Minister meine Studien in Mathematik, Physik und Astronomie fortgesetzt."

Mathematiker Cayley, der Astronom Adams (die beide unterdessen verstorben sind), der Moralphilosoph Henry Sidgewick (dessen Gattin jetzt dem College vorsteht). Die Universitätsprofessoren waren es, auf deren Unterricht die jungen Mädchen zunächst angewiesen waren; aber seitdem hat das Frauenstudium auch seine eigenen Professoren erzeugt, deren nun etliche in Newnham College wohnen oder aus der Stadt täglich hineinkommen. In einzelnen Fällen sind die beiden Hälften des akademischen Studiums in einem Ehepaar vereinigt. So ist die treffliche Gattin des Professors der Nationalökonomie Alfred Marshall seit einer Reihe von Jahren Lehrerin desselben Faches in Newnham College, wie sie thatsächlich die treue Gehülfin der wissenschaftlichen Arbeiten ihres Gatten ist und demselben mit Genugthuung die Last abnimmt, seinen ausländischen Gästen (so auch mir selber im Frühjahr 1890) Newnham College zu zeigen. Und die Tochter von Marshall's Vorgänger im Amte, dem General-Postmeister Henry Fawcett, ist im Sommer 1890 durch ein glänzend bestandenes Examen in der Mathematik der Gegenstand der Bewunderung von ganz England geworden.

Verschieden von den Frauenakademien der Vereinigten Staaten, waren hier die financiellen Mittel nicht groß genug, um von vornherein ein selbständiges Institut zu gründen. Man lehnte sich an die Universität an und suchte erst allmählich sich relativ selbständig zu machen. Das Verhältniß zur Universität, das man gewann, wurde schrittweise, ja mit großer Vorsicht, erlangt. Zum Beginn wurde eine Anstandsdame erwählt, deren Begleitung zum Besuche der Universitätsvorlesungen den jungen Damen auferlegt wurde. Noch jetzt wohnt die Mehrzahl derselben im College selber; nur besondere Gründe (Alter von dreißig Jahren, Verwandte am Orte) gestatten eine Ausnahme. Die Art der Mädchen von Newnham, sagt eine sachkundige

Zeugin, hat etwas Gesundes, Offenes und Ehrliches; Newnham hat einen neuen Schlag Frauen erzogen, indem es mit Nachdruck die selbständigen Elemente des Frauencharakters betonte, zugleich aber mit weiser Beschränkung die Anmuth und das Maß zu bewahren wußte.

Newnham College ist ein Beispiel für andere; es ist eines der ersten seiner Gattung und hat sich in jedem Sinne mühsam Bahn gebrochen. Dicht daneben, ebenfalls in Cambridge, liegt Girton College, dem andern ähnlich. Und ebenso besitzt Oxford drei derartige Institute, welche sich an seine Universität anlehnen, nämlich Lady Margaret Hall, Sommerville College, St. Hugh's Hall.*) In London gibt es deren zwei, das eine in der Vorstadt Hampstead, Westfield College, das andere, Bedford College, im Westend.

Vereinzelt bisher, an amerikanische Muster näher anknüpfend, ist Holloway University, durch eine Stiftung des einst vielgenannten Pillenfabrikanten in großem Stile 1887 begründet. Im Lande gelegen, einige Stunden Eisenbahnfahrt

*) Ueber diese weiblichen Studirenden hat Professor Max Müller in Oxford kürzlich das folgende Urtheil gefällt: „Ich war früher der Einrichtung von Frauen-Colleges in Oxford entgegen, hauptsächlich weil Cambridge vorangegangen war und Oxford andere Dinge zu thun hatte. Aber ich bin jetzt davon überzeugt, daß Arbeit genug für beide Universitäten vorhanden ist und daß Oxford seine Arbeit gut vollbringt. Es ist ein wahrhaftes Vergnügen, die jungen Mädchen bei ihren Studien zu sehen. Die jungen Männer, wenigstens viele von ihnen, arbeiten so wenig wie möglich; junge Mädchen so viel als möglich, ja die meisten zu viel. Obenein ist ihre Methode zu studiren systematischer, und was sie erreichen, ist daher gründlicher. Ich wünschte, die jungen Männer würden darüber nachdenken und von den jungen Mädchen lernen, wie sie lernen sollten. (The Englishwoman's Review, 1895. Oct. 15, p. 235.)

von London, Alles vereinigend, was zur geistigen und körperlichen Ausbildung des weiblichen Geschlechts gehört, auf weibliche Lehrkräfte gestützt, mit denen jetzt mehr und mehr das Frauenstudium in England die weiblichen Lehrinstitute versorgt.

Neben diesen eigenartigen Einrichtungen für das Frauenstudium haben sich diejenigen Hochschulen den weiblichen Zuhörerinnen geöffnet, welche in London, Liverpool, Manchester, Cardiff u. s. w. im Laufe dieses Jahrhunderts entstanden sind, ihrem Ursprunge und ihrer ganzen Anlage nach ein modern-realistisches Gegenstück zu den alten beiden Universitäten Oxford und Cambridge. Sie sind überhaupt mehr auf die breitere Wirksamkeit berechnet, sind mitten in die großen Städte und deren Industrie und Handelsverkehr hineingesetzt, wollen traditionell an Entgegenkommen für neue Bedürfnisse dasjenige ergänzen, was Oxford und Cambridge durch ihre älteren Formen und deren Exclusivität vermissen lassen. Sie haben auch die Ertheilung der akademischen Grade an Frauen eröffnet (London seit 1878).

IX.

Einen Augenblick müssen wir bei dem medicinischen Studium verweilen.

Das Recht zur Ausübung des ärztlichen Berufes ist in England wie in Deutschland an gewisse Prüfungen und Zeugnisse gebunden. Der Unterschied besteht darin, daß bei uns dieses Prüfungswesen einheitlich geordnet, von Reichs- und Staatswegen, Hand in Hand mit den Staatsuniversitäten, in leicht übersehbarer Weise organisirt ist, wogegen in England,

Schottland, Irland diese Dinge sich in jenem buntscheckigen Gewirre von Institutionen verstecken, welches einen Charakterzug englischen Staatslebens bildet. Das Prüfungswesen wird nicht, wie in Deutschland, von gleichartigen staatlichen Organen gehandhabt, sondern von Corporationen, deren Prüfungszeugnisse oder akademische Grade seitens des Staates die Anerkennung genießen, daß sie behufs Zulassung zum ärztlichen Berufe gebraucht werden dürfen, — von Corporationen, deren Studieneinrichtungen und Zeugnisse (Grade) mit einander theils concurriren, theils einander ergänzen, und das letztere wiederum theils im Dienste des eigentlichen Studienbedürfnisses, theils im Dienste der üblichen Titel und Würden.

Gehen wir, um an den gewöhnlichen deutschen Vorstellungskreis anzuknüpfen, von den Universitäten aus, so tritt uns die Verschiedenheit gegen unsere heimischen Einrichtungen gleich dadurch entgegen, daß eine Universität für englische Begriffe vor allem eine Prüfungsanstalt ist, welche öffentlich anerkannte Grade ertheilt. Dies gilt auch für das medicinische Studium, ja für dieses ganz besonders, weil die Ertheilung von akademischen Graden und die zureichenden Einrichtungen für das Berufsstudium hierbei mehr als sonst auseinanderfallen. Zum mindesten ist das, was die beiden Universitäten Englands (anders in Schottland) für diesen Zweck besitzen, nicht zu vergleichen mit den Kliniken und dem klinischen Unterricht deutscher Universitäten.

Der Schwerpunkt des klinischen Unterrichts ruht für England bei den großen Hospitälern von London, die herkömmlich ihre Medicinschulen halten. So liegt vor mir das Studienprogramm von Guy's Medical School, die sich an das seit 1725 durch die Stiftung von Thomas Guy bestehende, gegenwärtig mehr als fünfhundert Betten enthaltende Guy's Hospital

seit 1769 anschließt. Alle Fächer des medicinischen Studiums einschließlich der grundlegenden Naturwissenschaften (Chemie, Experimentalphysik, Biologie u. s. w.) werden hier gelehrt. Etwa 60 Lehrer der verschiedenen Fächer sind hier thätig.

Solcher Hospitäler und daran hängender Medicinschulen gibt es nun eine Anzahl. Sie alle mit einander geben den Unterricht, aber sie haben nicht das Recht zu den öffentlich anerkannten Prüfungen und Zeugnissen. Für diesen Zweck bestehen in London Institute anderer Art: Erstens die University of London, das moderne Examinirinstitut, welches für Erlangung der verschiedensten Grade durch den Staat geschaffen worden ist. Mediciner können von der University of London vier verschiedene Grade erlangen: Baccalaureus der Medicin, Baccalaureus der Chirurgie, Magister der Chirurgie, Doctor der Medicin. Zweitens das „Königliche Collegium der Aerzte" (Royal College of Physicians), welches nach erfolgter Prüfung ein Diplom der Mitgliedschaft gewährt. Drittens das „Königliche Collegium der Chirurgen" (Royal College of Surgeons), welches theils ein Diplom der Mitgliedschaft, theils eine Licenz als Zahnarzt ertheilt. Viertens die „Gesellschaft der Apotheker" (Society of Apothecaries), welche Licenzen für die Praxis der Medicin, Chirurgie und Gynäkologie gibt.

Den hier zu bestehenden Prüfungen gehen vorauf die Semestral- und Annualexamina innerhalb der Hospitalschulen selber, sowie vor allem eine Aufnahmeprüfung (preliminary examination in Arts), die einen mäßigen Grad der allgemeinen Schulbildung nachweist.

In die Concurrenz der hier genannten Institute und Corporationen treten nun ferner ein die modernen Colleges und Universities*), die sich in den Provinzen befinden (zu Man-

*) Ein Verzeichniß derselben findet man u. a. in dem jährlich

chester, Liverpool, Leeds, Bristol u. s. w.). Die Buntscheckigkeit und die Casuistik der akademischen Grade wird ferner vermehrt durch die schottischen und irischen Universitäten. Unsere Aufgabe kann bei diesem Anlaß nicht sein, auf derlei näher einzugehen, als schon geschehen ist. Das Gesagte soll nur die Umgebung charakterisiren, in welche die Bestrebungen der englischen Frauen um ärztliches Studium und ärztlichen Beruf gestellt sind, den Kampfplatz zeichnen, auf dem sie ihre bisherigen Erfolge errungen haben.

Weil die englischen Universitäten (und im Falle der Medicin, wie wir gesehen haben, auch andersartige Corporationen) ihren Schwerpunkt in den öffentlich anerkannten Graden und den dafür verlangten Prüfungen haben (in Oxford heißt bezeichnenderweise das große neue Gebäude, in dem die Clausurprüfungen gehalten werden, „The Schools“), weil dieses bei sonst so großer Verschiedenheit die gemeinsame Eigenschaft ist, in welcher die neugeschaffenen Universitäten Englands (London, Liverpool) mit den beiden mittelalterlichen (Oxford und Cambridge) zusammentreffen, — so gestaltet sich in England ein Kampf um den Eintritt in studirte Berufsarten nicht sowohl zu einem Kampf um das Recht zum akademischen Studium, als zu einem Kampf um das Recht zur Erlangung der akademischen Grade. Es ist Jedermanns Sache, sich in Besitz der erforderlichen Kenntnisse zu setzen auf irgend einem Wege, der ihm beliebt; es ist ihm nicht (wie bei uns) vorgeschrieben, daß er, um das ärztliche, das juristische, das theologische Staats-

---

erscheinenden Whitaker's Almanack. Ueber diese Institute, über das Verhältniß der Colleges zu den Universities vergl. meinen oben angeführten Aufsatz „Zur Finanzstatistik der englischen Universitäten“ in Conrad's Jahrbüchern 1890, Band 55.

examen zu absolviren, den Nachweis eines Universitätsstudiums von sechs oder acht Semestern zu liefern hat.

Allerdings ist es für die Sache selber bei einem Studium wie dem medicinischen nichts geringes, die dafür nothwendigen Veranstaltungen zu schaffen. Indessen es kommt dabei wesentlich auf gemeinnützige Hülfe an, auf die Gewinnung ökonomischer Mittel, wie das die Erfahrung und zwar an den Erfolgen gezeigt hat. Dagegen die Hauptsache bleibt übrig. Zur Erwerbung der akademischen Grade oder der analogen Zeugnisse, welche die Berechtigung zur ärztlichen Praxis gewähren, bedarf es eines Kampfes gegen die Schwierigkeiten, welche jede einzelne für Ertheilung jener Grade privilegirte Körperschaft der neuen Bewegung entgegensetzt; jede einzelne derselben muß erobert werden oder zum mindesten alle diejenigen, welche durch ihr Ansehen die von ihnen verliehenen Grade oder Zeugnisse als besonders begehrenswerth erscheinen lassen.

Nur kürzlich hat in den beiden Universitäten Oxford und Cambridge*) der Kampf um die Grade für das weibliche Geschlecht getobt und hat mit einer Niederlage für die Neuerer geendet. Bei diesen Graden handelt es sich um Ziele, die wir treffender mit dem Kampf um Ablegung der Maturitätsprüfung vergleichen, um sie deutschen Verhältnissen gegenüber zu halten und verständlich zu machen, als mit dem Kampf um den deutschen Doctorgrad. Denn die Grade des Baccalaureus Artium und Magister Artium (B. A., — M. A. — in üblicher Abkürzung des Titels hinter dem Namen des Inhabers), welche die Hauptrolle in Oxford und Cambridge für die Mehrzahl der Studirenden und Studirten bilden, sind im Wesentlichen

*) Vergl. den Aufsatz „The battle of the Universities“ in „The Englishwoman's Review,“ April 1896.

nichts anderes. Die uns unverständliche Wichtigkeit, welche der Sache beigelegt wird*), hängt mit einer Seite derselben zusammen, die für deutsche Universitäten längst etwas Unbekanntes ist. Es ist die Bedeutung, welche die Gemeinschaft der Graduirten für das Leben der Universitäts-Corporation hat. Nur durch diese Bedeutung kann es uns begreiflich werden, wenn der Kampf die Leidenschaften der sonst so ruhigen Engländer, und gar der Ruhe von Oxford und Cambridge, in einer Weise erregt hat, wie es uns in einem Nachklange etwa der Artikel von Goldwin Smith zeigt, der den Weltuntergang nahe herbeigekommen sieht**):

„Es ist nicht der Grad des Baccalaureus Artium, sondern das ganze Universitätssystem, welches in Frage steht. Gebt den B. A.-Grad und Ihr werdet auch den Magister Artium gewähren müssen mit dem Sitze in der Convocation, der Congregation und dem Council. Ihr werdet dann die Frauen zur Bewerbung um Preise und Auszeichnungen, um Stipendien u. s. w. zulassen müssen. Dann wird der Anspruch auf die Professuren folgen. Fortwährend und immer von neuem, von Stufe zu Stufe, wird an die Galanterie appellirt werden und die zarten Einflüsse werden sich erneut bewähren. Bei dieser Strömung fange ich an daran zu denken, daß, wenn ich noch ein paar Jahre lebe, ich den letzten Dichter, das letzte Roß und das letzte Weib sehen werde. An die Stelle des Dichters wird der experimentelle Forscher, an die Stelle des Rosses das Stahlroß, an die Stelle des Weibes das ‚neue Weib' treten."

In der That haben die Freunde des Alten Grund zu Be-

*) Vergl. einen Bericht darüber in den „Hochschul-Nachrichten", München, Februar 1896, Nr. 65 p. 55—57.

**) Saturday Review, April 18, 1896.

sorgnissen, wenn auch nicht zu eben so weit gehenden wie den hier geäußerten. Es wird nicht viele Jahre dauern und der Widerstand der Mehrheit wird allmählich nachgeben. Inzwischen haben längst die modernen Universitäten größeres Entgegenkommen gezeigt. Dieses auch für die Gewinnung der medicinischen Grade*). Und zwar sind es theilweise Einrichtungen für das medicinische Studium, welche sich mit der Zulassung zur Erlangung der Grade vereinigen. So namentlich bei der Universität Edinburgh, wo es eine School of Medicine for Women gibt, welche in besonderen Cursen für studirende Damen durch fünfjähriges Studium zu den Prüfungen der Universität vorbereitet. An der Spitze steht eine Dame. In ähnlicher Weise hat die Universität Glasgow eine Medicinschule für Frauen. In den Provinzen, zumal in Schottland und Irland, werden weibliche Studirende zum gemeinsamen Studium der Medicin mit den männlichen Studenten in den Colleges zugelassen (in Dublin, Belfast, Cork, Galway, Dundee, Newcastle-on-Tyne, Cardiff).

In London selber hat sich entsprechend der Sitte der großen Hospital-Akademien die analoge Einrichtung für weibliches Studium entwickelt, indem ein Frauenhospital mit weiblichen Aerzten sich gleich jenen eine Medicinschule angliederte. Bei dem Royal Free Hospital (am Brunswick Square) besteht die London School of Medicine for Women. Sie ist, gleich den anderen Hospitalschulen, auf die Grade solcher Institute

*) Näheres darüber ist zu entnehmen aus „The Englishwoman's Year-Book and Directory to all Institutions existing for the Benefit of Women and Children." By Louisa M. Hubbard. London, F. Kirby, 17 Bouverie Street, Fleet Street E. C. 1896, p. 164 ff.

angewiesen, wie wir sie eben genannt haben. Nicht nur die alten Universitäten, sondern auch die (oben erwähnten) privilegirten Corporationen der Aerzte und der Chirurgen haben sich bisher geweigert, Frauen zuzulassen, obwohl die Aussichten für die Zukunft sich zu bessern scheinen, wie denn nur im Januar d. J. die letztere Corporation eine günstige (aber noch nicht entscheidende) Abstimmung vollzogen hat.*)

Inmitten solcher Schwierigkeiten ist die Sache tapfer vorwärts gegangen. Die erste Dame, welche in Amerika und England die Bahn gebrochen hat, Elizabeth Blackwell, hat neulich die Autobiographie ihres langen thätigen Lebens erzählt.**) Sie setzte es nach manchen Hindernissen durch, daß sie im Medical College von Ohio studirte und Januar 1849 hier das Diplom eines Doctors der Medicin erwarb. Im Jahre 1858 wurde sie in England vom Medical Council als englischer Arzt registrirt. Dazwischen studirte sie in Paris und London, praktisirte in New York. Endlich 1869 erfüllte sie den Wunsch ihres Herzens und ließ sich als Aerztin in London nieder, wo sie, wie zuvor schon in New York, Großes für die Herrichtung von weiblichen Hospitälern und des ärztlichen Studiums für Frauen leistete, ja selber den Lehrstuhl für Gynäkologie einnahm.

Heute gibt es gegen 300 (nach dem Stande des Jahres 1895: 260) weibliche Aerzte, die in Großbritannien concessionirt

*) Vergl. Englishwoman's Review, Jan. 1896 p. 41.

**) Pioneer Work in opening the medical profession to women. Autobiographical sketches by Dr. Elizabeth Blackwell. London 1895. Vergl. The Englishwoman's Review, April 15, 1896 p. 122 ff. Auch Helene Lange, Die erste Aerztin der Welt, in ihrer Monatsschrift „Die Frau", Juni 1896 (mit Porträt).

sind.*) Nach Elizabeth Blackwell im Jahre 1858 eine lange Pause; dann folgt 1866 Elizabeth Garrett Anderson; abermals eine lange Pause und jetzt beginnt seit 1877 eine stetige Reihe, zunächst jährlich einige wenige, bis zum Jahre 1887 nicht mehr als 6—8 jährlich; dann aber wird die Zahl größer und in den Jahren 1891, 1892, 1893 jährlich etwa 20, 1894 und 1895 je 40—50.

Von ihrer Wirksamkeit habe ich an Ort und Stelle bei meinem letzten Aufenthalt in London (April 1896) im New Hospital for Women (Euston Road) wenigstens einen Eindruck zu erhalten gesucht, und dieser Eindruck war ein über die Maßen wohlthuender. Für kranke Frauen und Kinder wird hier allein durch weibliche Aerzte Hülfe gebracht; auch die Operationen werden durch Frauen gemacht. Männliche Aerzte werden nur zu Consultationen zugezogen. Selbst bei der Londoner Medicinschule für Frauen ist die Hälfte der Lehrer weiblichen Geschlechts.

X.

Wegen seiner eigenthümlichen Bedeutung und wegen des naheliegenden Bezuges auf deutsche Verhältnisse habe ich hier dem ärztlichen Studium der Frauen in England besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Im extensiven Sinne steht voran die Masse der Lehrerinnen, welche ihre Bildung in den Colleges und bei den Universitäten während der letzten Jahrzehnte erlangt und dadurch ihre Leistungen wie ihre Lebensstellung

---

*) Ihre Namen, je unter dem Jahre der Concession, vergl. im Englishwoman's Year-Book 1896 p. 155—163.

erheblich verbessert haben.*) Das sociale Niveau, die Autorität gegenüber den Eltern der Kinder hat unzweifelhaft zugenommen. Zweifelhaft bleibt es, ob sich in finanzieller Hinsicht allgemein die Lage der Lehrerinnen gebessert hat.

Sehr bemerkenswerth ist die neuere Wirksamkeit von englischen Frauen im Gebiete der socialen Reform und in der damit verwandten Wissenschaft.

Der glänzendste Typus derselben ist Beatrice Potter, seit einigen Jahren verehelicht als Mrs. Sidney Webb.**) Die Tochter des Präsidenten der Great Western Eisenbahngesellschaft in England und der Grand Trunk-Eisenbahngesellschaft in Canada, beginnt sie ihre Thätigkeit als Privatsecretär ihres Vaters, bereist mit demselben die Vereinigten Staaten und Canada. Sie entzieht sich den üblichen Genüssen der „Gesellschaft", geht in das Ostende von London, um dort den Gegensatz dessen zu studiren, was sie zu Hause, in der Welt des Kapitals, gesehen hat. Sie wird von dem Socialstatistiker Charles Booth angeleitet zur socialstatistischen Forschung und liefert ihm als Frucht einen trefflichen Beitrag zu seinem Werke über „Life and Labour of the People", in dessen erstem Bande das Ostende von London behandelt wird (und wovon seitdem sechs weitere Bände erschienen sind). Bald folgen größere wissenschaftliche Arbeiten, welche jedem Manne zur Zierde gereichen würden, zuerst das Buch über die Genossenschaftsbewegung in Großbritannien (The cooperative movement in Great Britain, London 1891) und die Geschichte des Gewerkvereinswesens

*) Vergl. The prospects of the teaching profession for women, von Mrs. Henry Sidgwick, ein Vortrag in der Women Workers Conference held at Nottingham 1895. Official Report p. 179 ff.

**) Bild und kurze Biographie im ersten Jahrgang des „Labour Annual", Manchester 1895, edited by Joseph Edwards (p. 151. 192).

(The History of Trade-Unionism, London 1894) — das letztere gemeinsam mit ihrem Gatten verfaßt. Beide Werke sind alsbald ins Deutsche übersetzt worden.

In der zu Beginn des Jahres 1895 durch private Mittel geschaffenen Londoner Hochschule für Wirthschafts- und Staatswissenschaft ist sie eine der Hauptkräfte, nicht der Lehrkräfte allein, sondern auch eine hauptsächliche Förderin der Entwickelung, der Gewinnung einer ausreichenden Fachbibliothek, der Errichtung von öffentlichen Cursen u. s. w. Musterhaft an Klarheit und Formvollendung ist der Vortrag über den Arbeiterschutz für das weibliche Geschlecht, den sie letzthin auf der Conferenz von Nottingham gehalten hat.*)

Ihr enthusiastischer Zug, der freilich über das gewohnte Tempo englischer Nüchternheit kühn hinausschreitet, wird sympathisch durch den Gegensatz zu der Sphäre ihrer Herkunft.

Ein rechtes Gegenstück zu Mrs. Sidney Webb ist Miß Clara Collett. Sie macht ihre Studien in London und erwirbt die Grade der dortigen Universität. Sie tritt dann, wie Beatrice Potter, in den Dienst des socialstatistischen Unternehmens und der socialstatistischen Heranbildung von Charles Booth. Nach dem Beitrag, den sie zu diesem Werk geliefert, wird sie von der großen königlichen Untersuchungs-Commission über die Zustände der Arbeit als assistant commissioner mit Untersuchung eines Specialgebietes weiblicher Arbeit betraut, und ihr Bericht darüber ziert die zahlreichen Bände, die jene Commission herausgegeben hat. Nach Vollendung dieses Werkes wird sie (1893) Mitglied des neuen Arbeitsstatistischen Amtes, durch welches die englische Regierung ihr Handelsministerium

*) Erweitert in der Sonderausgabe „Women and the factory Acts“ Fabian Tract No. 67. London, 276 Strand, February 1896

und dessen statistische Behörde jüngst vervollständigt hat. Hier ist es abermals die weibliche Arbeit, deren Untersuchung ihr zugewiesen ist. Wie man sieht, die sachliche Zweckmäßigkeit, welche die weibliche Kraft an diejenige Stelle setzt, an der sie vorzugsweise brauchbar, an der sie der männlichen Kraft theilweise überlegen ist durch den schärferen Blick und die bessere Gelegenheit des Einblicks in weibliche Zustände. Die anspruchslose Trefflichkeit und Tüchtigkeit dieser Persönlichkeit aber ist das gerade Gegentheil von dem, was sich der deutsche Philister vorstellt, wenn er von Frauenemancipation redet.

Verwandt mit dieser Wirksamkeit und dieser Persönlichkeit*) ist die neueste Einrichtung von weiblichen Gewerbeinspektoren in England. In Frankreich gibt es deren bereits seit den achtziger Jahren; der neueste Jahresbericht der Inspection**) enthält Zeugnisse voll der lebhaftesten Anerkennung. In England sind sie im Jahre 1893 zuerst eingeführt. Der Hauptinspector der Fabriken sagt in seinem Bericht für das Jahr 1893***) darüber das Folgende:

„Da Sie der Ansicht sind (er redet den Minister Asquith an), daß der Raum für die Beschäftigung von Frauen, innerhalb der Grenzen ihrer besonderen Fähigkeiten, so weit als möglich sein sollte, und daß es kein Gebiet gibt, auf welchem sie nützlicher beschäftigt werden können, als die Aufsicht über die Gesundheit und die Arbeitsverhältnisse, unter denen weib-

---

*) Vergl. die Rede von Miss Margaret Bateson, Nottingham Conference, Report p. 170 ff., welche auf die Bedeutung dieser Persönlichkeiten für die Eroberung neuer Posten weist.

**) Paris 1895. Vergl. Soziale Praxis, 1896, Nr. 30.

***) Report of the Chief Inspector of Factories and Workshops to Her Maj. Principal Secretary of State for the Home Department for the year 1893. London 1893, p. 10 ff.

liche Wesen in Fabriken und Werkstätten leiden, so haben Sie zwei Damen (Miß Abraham und Miß Paterson) als Inspectoren angestellt, und ihre Arbeiten haben sich bereits als höchst nützlich erwiesen. Die Anstellung von zwei anderen von entsprechender Qualifikation ist beschlossen und wird, wie ich glaube, ebenfalls von großem Vortheil für unsere Behörde sein. Die Aufgabe dieser vier Damen wird sein, specielle Untersuchungen in den Hauptstädten anzustellen, indem sie peripatetisch thätig und keinem festen Bezirk zugewiesen sind. Miß Abraham ist lebhaft thätig gewesen nicht nur in verschiedenen Theilen von London, sondern auch in Bristol, Leeds, Liverpool, Ipswich, Gloster, Dublin, Belfast, Cork, indem sie theils Specialuntersuchungen vornahm, theils die Werkstätten der Confection, der Putzmacherei u. dgl. besuchte. Ihre Hülfe hat sich als sehr werthvoll erwiesen und erforderlichenfalls hat sie auch den Ortsbehörden Auskunft geben können."

Im folgenden Jahresbericht*) heißt es:

„Ein Rückblick auf das Errungene, und zumal in die Geschichte der Arbeiterschutzgesetzgebung, lehrt uns, daß die vorgeschrittenen Ideen einiger „„utopischer"" Denker nach einer Generation die praktische Richtschnur des Volkslebens geworden sind. — Seit meinem letzten Bericht haben Sie zwei weitere Damen als Inspectoren angestellt [Miß Deane, Miß Anderson], welche zusammen mit den beiden früher Angestellten emsig beschäftigt gewesen sind, Revisionen vorzunehmen und nöthigenfalls Strafverfolgungen zu veranlassen. Sie gehen hin, wo immer der Hauptinspector ihre Inspectionen für wünschenswerth hält, und sind stets bereit, Klagen entgegenzunehmen, die sich

*) Report of R. E. Sprague Oram, H. M. Chief Inspector of factories for the year 1894. London 1895, p. 1 p. 11.

auf weibliche Arbeit beziehen. Sie sollten künftig eine eigene Abtheilung innerhalb unserer Behörde bilden, damit sie ein permanentes Organ werden. Ihre Revisionen haben sicherlich zur strengeren Durchführung der Gesetze beigetragen, und sie haben sich wohl geeignet erwiesen für Erfüllung ihrer Amtspflichten. Sie sind gegenwärtig beschäftigt mit Untersuchung der sanitären Zustände in den Fabriken, welche weibliche Personen beschäftigen, zumal solchen Zuständen, welche gefahrbringende sind."

Zu Beginn des Jahres 1896 ist dann noch eine fünfte Dame, Miß Rose Squire, angestellt. Zugleich ein Beweis, daß die neue „conservative" Regierung mit diesem Institute fortfährt, das die voraufgegangene „radicale" Regierung eingeführt hat. Im Gegensatze zu verbreiteten Meinungen zeigt sich an diesem wie an anderen Punkten, daß der Temperaturwechsel auf die Socialpolitik in England nicht den Einfluß hat wie in anderen Staaten, die sich gern der Stärke und Consequenz ihrer Regierung rühmen.

Die gegenwärtige Regierung hat damit den Wunsch zu erfüllen angefangen, den im Unterhause der vorige Minister des Innern, Mr. Asquith, am 4. April 1895 aussprach: „Ihre Anstellung hat dem Gemeinwesen zum großen Vortheil gereicht, und ich würde sehr erfreut sein, wenn die jetzige Anzahl der weiblichen Gewerbe-Inspectoren vermehrt werden könnte." *)

Als ich neulich Miß Collett fragte, wo nun diese geeigneten Kräfte herkommen, verwies sie mich auf die ansehnliche Zahl tüchtiger Damen, welche in den localen Armen-, Schul- und Gesundheitsbehörden längst thätig sind. In der periodischen Literatur (dem öfter angeführten Jahrbuch und der Vierteljahrs-

*) The Parliamentary Debates. Authorized Edition. 4. Series. 1895. 4. April. House of Commons.

schrift) findet man in der That eine eifrige Mittheilung aller in öffentlichen Aemtern angestellten oder neu angestellten Damen.

Es ist nur um so lehrreicher, daß es zum Theil dieselben Persönlichkeiten sind, welchen wir dann wiederum in den Fachzeitschriften und in den gelehrten Gesellschaften begegnen. Im Economic Club, der jüngeren volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu London, traf ich im April 1895 neben zehn männlichen Mitgliedern sechs weibliche, im April 1896 neben sieben männlichen zehn weibliche. Beide Male waren die Vortragenden des Tages — Damen.

Ueber eine bedeutsame socialpolitisch-praktische Richtung weiblicher Bestrebungen in der neuesten Zeit gibt unter Anderem der Aufsatz von Mary Talbot Mittheilungen (The Economic Review, published quarterly for the Oxford University Branch of the Christian Social Union. vol. V, No. 4, October 1895). Seit etwa zwölf Jahren hat die freie Gemeinnützigkeit, von den alten Universitäten ausgehend, in den ärmeren Theilen Londons Niederlassungen begründet, in denen Personen der gebildeten Stände für längere oder kürzere Zeiträume leben können, um an Ort und Stelle das Leben und die Noth des Volkes kennen zu lernen, um nach ihren Kräften dieser Noth abzuhelfen. Dem Beispiele der Männer sind die Frauen gefolgt. Seit dem Jahre 1887 sind in den verschiedenen Quartieren und Vorstädten von London nicht weniger als neun derartige Häuser errichtet worden, in welchen Frauen für den Dienst an den ärmeren Classen thätig sind. Sie stehen theils im Zusammenhange mit der Kirche, theils außerhalb solches Zusammenhanges.

Der wissenschaftliche Zug zeigt sich in den verschiedensten Fächern durch achtbare Leistungen. Auf der letzten Versammlung der „British Association“ im September 1895 durch

Vorträge geglänzt haben: in der Elektrotechnik Mrs. Ayrton, in der Section für Zoologie Miß Layard, in der Section für Chemie Miß D. Marshall, in der Section für Nationalökonomie Mrs. Bedford Fenwick. Ebenso finden sich in den Verhandlungen der „Royal Society“ vom Jahre 1894 die Namen der Miß Aston, Miß Abbot, Miß Raisin, Miß Philippa Fawcett über naturwissenschaftliche und mathematische Themata. Bei der königlichen Sternwarte in Greenwich sind mehrere Damen als wissenschaftliche Gehülfinnen angestellt, desgleichen an den Sternwarten in Natal und Hongkong.*)

Das sind alles merkwürdige Erscheinungen, die wohl unsere Aufmerksamkeit verdienen. Sie ihrerseits wiederum schauen auf das vorangeeilte Amerika hin**), wo allein das numerische Moment ganz anders in die Wagschale fällt. Nach dem letzten Census (1890) gab es in den Vereinigten Staaten

	245 965	Lehrerinnen	gegen	84 047	i. J. 1870
außerdem	34 519	Musiklehrerinnen	„	5 753	„ „ „
	10 810	Malereilehrerinnen	„	412	„ „ „
	4 555	Aerztinnen	„	527	„ „ „
	337	Zahnärztinnen	„	24	„ „ „
	4 875	öffentliche Beamte weibl. Geschlechts	„	414	„ „ „
	1 235	Geistliche desgl.	„	67	„ „ „
	2 725	Schriftstellerinnen	„	159	„ „ „
	888	Journalistinnen	„	35	„ „ „
	208	Advokatinnen	„	5	„ „ „

*) Englishwoman's Review, 15. October 1895.

**) In derselben Zeitschrift, 15. Januar 1896, p. 71.

XI.

Wir wenden jetzt unsern Blick auf das Festland, auf dasjenige, was in den Deutschland umgebenden Staaten neuerdings für unsere Frage geschehen ist.

Hiebei bemerken wir, wie die Tendenz zur Annäherung an die bestehenden Universitäten, welche bereits in England hervortrat, verschieden von der auf großen Stiftungen ruhenden Selbständigkeit der Frauenhochschulen Amerikas, wie diese Tendenz in den festländischen Staaten immer stärker sich geltend macht, zunächst aus dem Grunde, weil hier von derartigen Stiftungen keine Rede war, oder weil die wirklich vorhandenen Mittel der freien Gemeinnützigkeit so bescheidene waren, daß hier nur kleinere, nur relativ selbständige Lehrinstitute entstehen konnten (wie in Deutschland das Victoria-Lyceum zu Berlin).

Voran steht hier Frankreich mit der Universität Paris. Innerhalb der ungeheuren Studentenzahl, die namentlich in den letzten Jahren zugenommen hat (1893: 11 914 Studirende, um 1166 mehr als im Jahre 1892; darunter 1358 Nichtfranzosen), gab es 343 weibliche Studirende, davon 171 aus Frankreich, 172 aus dem Auslande; letztere ganz überwiegend Medicin studirend, nämlich 149, während nur 16 Französinnen sich diesem Fache zugewendet hatten, dafür aber 141 Französinnen für die philologischen Fächer (7 Französinnen und 9 Ausländerinnen Naturwissenschaften und Mathematik).

Diese Frequenz von weiblichen Studirenden ist wesentlich eine Erscheinung des letzten Jahrzehnts. Bereits im Jahre 1868 unter dem Minister Duruy wurde, auf das Gesuch einiger Damen, das Studium und zwar zunächst das medicinische

ihnen eröffnet. Im Jahre 1878 betrug die Zahl der Medicin studirenden Damen nur 32, aber 1888: 114. Die Französinnen wählen, wie aus obigen Zahlen hervorgeht, überwiegend das Studium für den Lehrberuf. Die Vorbedingung in jedem Falle ist, wie für die jungen Männer, das Maturitätsexamen, das für Ausländerinnen in einer milderen Form abgehalten wird. Hier ist also, wie man sieht, das neue Studium einfach in die bestehenden Universitätsstudien eingefügt. Zu diesem Zwecke ist seit 1880 eine Reihe von Mädchenlyceen als Vorbildungsanstalten mit staatlicher Subvention begründet.

Ebenso in der Schweiz, in welcher durch die günstigen Umstände der internationalen Lage und mancher anderer dazu gehörigen Eigenschaften bisher die absolut und vollends relativ größte Zahl weiblicher Studirender sich entwickelt hat. Um 1867 in Zürich, Bern, Genf beginnend, auf dem viel erprobten Boden des experimentellen Radicalismus, in der Luft dieser kleinen, regsamen, tüchtigen und für alle Zeit interessanten Republiken, in denen aus vielerlei Gründen herkömmlich von allen Ländern die Menschen zusammenströmen, hat das Frauenstudium einen schnellen, ebenfalls in der letzten Zeit besonders starken Aufschwung genommen. Die Entwickelung war diese. Im Winter 1880—81 bei allen schweizerischen Hochschulen zusammen: 51; 1885—86: 127; 1890—91: 402; endlich 1894—95: 600 (davon 362 immatriculirt, 238 als freie Zuhörerinnen) in einer Gesammtzahl von 3813 Studirenden. Medicin studirten (1894—95) 221 Damen, in der philosophischen Facultät 371. Aus der Schweiz stammten 38 weibliche Studirende, aus Deutschland 49, aus Rußland 212. Neuerdings hat auch die Universität Basel weibliche Studirende (1894—95: 11), sowie Lausanne (62).

Von anderen Ländern*) ist es namentlich Finland, wo neuerdings an der Universität Helsingfors das Frauenstudium sich ausgebreitet hat. Nach vereinzelten Anfängen seit dem Jahre 1870 begann der Aufschwung im Jahre 1885. Im Jahre 1893 gab es 56 weibliche Studirende, theils für philosophisch-historische Studien, theils für naturwissenschaftlich-mathematische und medicinische. Zu der Frequenz, die gegenwärtig stark zu wachsen scheint, hat beigetragen die Errichtung von Gymnasien, in denen beide Geschlechter zur Universität vorgebildet werden, da die Maturität als Bedingung der Aufnahme in die Universität gleichmäßig festgehalten wird.

Endlich Rußland. Hier haben wir das Land der von Staatswegen eingerichteten Bildungsinstitute für Frauen. Was in den Vereinigten Staaten von Amerika das freie Stiftungswesen geleistet, hat hier die Staatsregierung zu leisten unternommen.

Erstens hat dieselbe seit den sechziger Jahren Mädchengymnasien eingerichtet, an deren Absolvirung, ähnlich wie an die Maturität der Knabengymnasien, bestimmte Rechte für höhere Studien oder für Berufsthätigkeit (Unterricht) geknüpft sind. Zweitens sind seit den siebziger Jahren bei mehreren der kaiserlichen Universitäten (Petersburg, Moskau, Kasan, Kiew) Frauencurse eingerichtet worden, für deren Unterricht ein Theil der Universitätsprofessoren gewonnen wurde, sowohl für naturwissenschaftliche und medicinische als für historisch-philologische Fächer. Auch hier war der Zweck theils auf allgemeine Bildung, theils auf Ablegung von Prüfungen als Vorbedingung für bestimmte Berufsthätigkeiten gerichtet. Mit manchen Unter-

*) In Schweden wurden die Universitäten den Frauen im Jahre 1870, in Dänemark 1875, in Italien 1876, in Belgien 1880 geöffnet.

brechungen aus mancherlei Gründen (zumal wohl politischen) haben diese Frauencurse fortbestanden. Drittens endlich sind, im besonderen Hinblick auf den ärztlichen Beruf, Institute geschaffen worden, namentlich bestanden seit dem Jahr 1872 bei dem Nicolai-Kriegshospital Curse für weibliche Aerzte. Diese wurden durch kaiserlichen Befehl am 5. August 1882 aufgehoben. Nach dreizehnjähriger Unterbrechung ist durch Beschluß des Reichsrathes im Juli 1895 ein ähnliches Institut geplant worden. Unter Ablehnung des Begehrens nach einem Studium des weiblichen Geschlechts an den bestehenden medicinischen Facultäten ist dieses eine Institut in Petersburg begründet worden hauptsächlich im Hinblick auf die weibliche Behandlung von Frauen- und Kinderkrankheiten. Die Zahl der Studirenden wird durch den Minister festgestellt; die Aufnahme ist an christliches Bekenntniß gebunden, an das Lebensalter zwischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren, endlich an das Reifezeugniß eines weiblichen Gymnasiums. Der Cursus ist vier- bis fünfjährig. Diejenigen Hörerinnen, die nicht bei nahen Verwandten wohnen, müssen in dem zum Institute gehörigen Internate leben. Im Laufe des Jahres 1897, nachdem die Bauten vollendet sind, soll die neue Hochschule eröffnet werden. In Aussicht genommen ist im Anschluß an dieses Institut eine pharmaceutische Schule für Frauen.

Während (aus wohlbekannten Gründen) von einer Selbstständigkeit derselben nach der Weise der amerikanischen Hochschulen überhaupt nicht die Rede sein kann, sind doch die financiellen Mittel zum erheblichen Theile aus nichtstaatlichen Quellen aufgebracht. Freunde des Frauenstudiums haben eine Summe von reichlich einer Million Mark gesammelt; ferner sind Jahresbeiträge in Höhe von 65000 Mark zugesichert (davon etwa die Hälfte von der Stadt Petersburg). Im Jahre

1882, bevor die frühere Einrichtung aufgehoben wurde, war bereits die Zahl der weiblichen Studirenden etwa 450. Das Begehren nach weiblichen Aerzten, die ihre ersten Lorbeeren im russisch-türkischen Kriege errangen, hat sich neuerdings amtlich durch zahlreiche Gesuche der landschaftlichen Selbstverwaltungsorgane kundgegeben.

Die in Petersburg bestehenden „Höheren weiblichen Curse", die dem Studium der philosophischen Facultäten entsprechen, mit ihren beiden Abtheilungen für historisch-philosophische und für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer, haben gegen 600 Hörerinnen.*)

XII.

Diese kurz gefaßte Uebersicht muß genügen für den Nachweis, daß die Bewegung für das Frauenstudium gleichsam von allen Grenzen her über Deutschland hereingedrungen ist, und daß man sich nicht sowohl über die thatsächlich bei uns jetzt lebhafter gewordenen Regungen zu wundern hat, als darüber, wie sehr bei uns die Sache noch in den Anfängen ist. Den gemischten Empfindungen gegenüber, mit denen man, zum Theil in den urtheilsfähigsten Kreisen Deutschlands, die neue Reformbewegung

*) Ueber den höheren Unterricht für das weibliche Geschlecht in Rußland hat Prinz Sergius Wolkonsky als Delegirter des Ministeriums für Volksaufklärung zur Columbischen Weltausstellung in Chicago 1893 einen Bericht erstattet, welcher im Report of the Commissioner of Education for the year 1892—1893 (Washington 1895) vol. I p. 687—690 abgedruckt ist („Higher education of women in Russia").

betrachtet, muß dieser nicht abzuwehrende Charakter derselben betont werden. Es ist eine auf breitem internationalen Boden ruhende Culturerscheinung, welche die Freunde des Alten vergebens für eine Modethorheit halten. Sie wird immer mächtiger werden, und der Widerstand immer ohnmächtiger.

Was ist nun von der bisherigen Entwickelung der Sache in Deutschland zu sagen?

Nach der Natur der deutschen Studieneinrichtungen und der Stellung des Staats zum Hochschulunterricht, dann wegen der hier traditionell geringen Leistungsfähigkeit der Selbsthülfe und zumal des Stiftungswesens war und ist im Mittelpunkte der ganzen Angelegenheit die staatliche Unterrichtsverwaltung mit ihren Lehranstalten, insbesondere den Universitäten. Auch da, wo bescheidene Mittel der freien Gemeinnützigkeit und freie Organisationen sich für unseren Zweck einsetzen, ist alsbald oder schon im Vorwege die staatliche Unterrichtsverwaltung unentbehrlich, weil sie den Rahmen ihrer Regulative an die neuen Anfänge anpassen muß, damit diese Bestrebungen am richtigen Ende ausmünden.

Etwa um die Zeit, da in der Schweiz das Universitätsstudium der Frauen beginnt, zeigen sich kleine Ansätze der Art auch auf einigen deutschen Universitäten. In Leipzig, in Heidelberg gibt es Zuhörerinnen, welche mit besonderer Genehmigung der akademischen Behörden und der einzelnen Universitätslehrer zugelassen werden, ohne immatriculirt zu sein. Während in den drei Schweizer Universitäten Zürich, Bern, Genf schnell das volle Recht, zumal für das medicinische Studium und das medicinische Staatsexamen, erworben wird, fehlt bei jenen deutschen Universitäten die Festigkeit einer dauernden Institution, und der Zustand eines heute gewährten, morgen versagten Ausnahmerechts führt bald dahin, daß die Sache im Sande ver-

läuft.*) Hier und da kommt es vor, daß eine Ausländerin den Doctorgrad erwirbt, so bei der philosophischen Facultät zu Göttingen, bei welcher jene hervorragende Lehrerin der Mathematik, die als Inhaberin eines nordischen Lehrstuhls starb, promovirt wurde.**) Hier wie bei den anderen preußischen Universitäten ist damals auch nicht einmal das Ausnahmerecht für weibliche Zuhörer zugestanden. Der etwaige akademische Unterricht war lediglich als ein außeramtlicher, als die freie Gunst des Universitätslehrers möglich.

Die Gemeinnützigkeit schafft um die Zeit jener Anfänge unter hoher Protection das Victoria-Lyceum zu Berlin, welches inmitten eines großstädtischen Ueberflusses an Lehrkräften regelmäßige Vorlesungscurse einrichtet, die einer erhöhten allgemeinen Bildung von Damen dienen sollen, ohne zunächst bestimmte Berufszwecke ins Auge zu fassen. Erst allmählich erweitert sich dieser Plan zu einem Fortbildungsinstitut für Lehrerinnen. Was hier anhangweise geschieht, ist in Göttingen seit 1893 ein selbständiges Unternehmen gemeinnütziger Kräfte, in unmittelbarster Anlehnung an die Lehrerschaft der Universität.***)

---

*) In Heidelberg wurde zu Anfang der siebziger Jahre durch Senatsbeschluß der Zulassung weiblicher Zuhörer ein Ende bereitet.

**) Ueber dieselbe ist zu vergleichen A. Charl. Leffler, „Sonja Kovalesky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich mitgetheilt hat". Aus dem Schwedischen übersetzt von Heinrich von Lenk (1894); sowie ferner ihre eigenen Aufzeichnungen, die veröffentlicht sind in der Pariser „Nouvelle Revue", Jahrgang 1894). Sie hatte vier Jahre (1870—74) unter Weierstraß privatissime in Berlin Mathematik studirt, zuvor (1869—70) in Heidelberg Vorlesungen gehört, wurde im Herbst 1874 zu Göttingen promovirt, erlangte im Jahre 1884 eine Professur an der neu gegründeten Hochschule zu Stockholm, wo sie, 41 Jahre alt, im Februar 1891 gestorben ist.

***) Die Vorlesungen im Winterhalbjahr 1895—96 waren die

Denselben freien Charakter haben endlich die Mädchengymnasien in Carlsruhe, Leipzig, Berlin, welche ebenfalls in den letzten Jahren entstanden sind.

---

folgenden: Kirchengeschichte Prof. Tschackert (Mitwoch 6—8). Bibelkunde Lic. theol. Bousset (Dienstag und Freitag 6—7); Uebungen (Freitag 7—8). Pädagogik Prof. Baumann (Mittwoch und Freitag 11—12). Geschichte der antiken Cultur Prof. von Wilamowitz (Dienstag und Freitag 5—6). Neuere Geschichte Prof. Max Lehmann (Mittwoch 10—11); Uebungen Dr. Schwalm (Montag 4—6). Deutsch, Grammatik und altdeutsche Literatur Prof. M. Heyne (Montag und Donnerstag 6—7 und Sonnabend 5—6). Neuere Literatur Dr. Meißner (Mittwoch und Sonnabend 4—5); Uebungen (Montag 7—8). Französische historische Grammatik und ältere Literatur Prof. Stimming (Montag, Dienstag 11—12 und Mittwoch 9—10). Englische historische Grammatik und ältere Literatur Prof. Morsbach (Montag, Dienstag und Donnerstag 12—1). Botanik Prof. Peter (Montag 10—1 und Donnerstag 10—12).

Die Vorlesungen im Sommerhalbjahr 1896 waren: Kirchengeschichte Prof. Tschackert (Mittwoch 6—8). Dogmatische Grundfragen Prof. Reischle (Montag 7—8, Dienstag 6—7). Neutestamentliche Exegese Lic. theol. Bousset (Freitag 6—8). Geschichte der Philosophie Prof. Baumann (Mittwoch und Freitag 11—12). Geschichte der antiken Cultur, Prof. von Wilamowitz (Dienstag und Freitag 5—6). Neuere Geschichte, vom westfäl. Frieden bis zur franz. Revolution Prof. M. Lehmann (Mittwoch 9—10). Historische Uebungen Dr. Brandi (Mittwoch 6—8). Deutsche historische Grammatik und ältere Literatur Prof. M. Heyne (Montag und Donnerstag 6—7, Mittwoch 5—6). Neuere deutsche Literatur Dr. Seedorf (Mittwoch und Sonnabend 4—5; Uebungen Montag früh 8—9). Französische historische Grammatik und ältere Literatur Prof. Stimming (Montag und Donnerstag 9—10, Sonnabend 12—1). Neufranzösische Sprache und Literatur Lector Mercier (Literatur Montag und Donnerstag 4—5; Uebungen Dienstag und Freitag 4—5). Neuenglische Sprache und Literatur Lector Dr Tamson (Literatur Donnerstag 10—11; Uebungen Montag und Dienstag 10—11). Botanik Prof Peter (Systematik der Blüthen-

Aber es ist der ernsthaftere Zweck dieser neuesten Bestrebungen, ihre Richtung auf ein berufsmäßiges Studium, welcher sie alsbald dem Staate in die Arme wirft. Die Curse für die geprüften Lehrerinnen erhalten ihr praktisches Ziel erst durch die abermalige Prüfung, zu welcher die Unterrichtsverwaltung ihre Zöglinge zuläßt, und durch die höhere Stufe der Anstellung, welche der Erfolg dieser Prüfung verspricht.

Die Mädchen-Gymnasien erwarten vom Staate das Recht zur Ablegung der Maturitätsprüfung oder mit anderen Worten die Erklärung der Unterrichtsverwaltung, daß für die Ablegung dieser Prüfung das Geschlecht gleichgültig ist. Denn für männliche Candidaten besteht längst die Einrichtung, daß sie ohne Besuch eines staatlichen oder staatlich anerkannten Gymnasiums sich zur Reifeprüfung melden dürfen und Seitens des Provincialschulcollegiums zu diesem Zweck der Prüfungscommission eines Gymnasiums zugewiesen werden. Wenn auch bis jetzt nicht als principielles Recht, wenigstens in Preußen, so ist doch für mehrere Fälle weiblichen Maturitätscandidaten diese Erlaubniß durch den Unterrichtsminister gewährt worden (namentlich zu Anfang des Jahres 1896).

In eben diesen letzten Jahren aber ist von einer dritten Seite her die Unterrichtsverwaltung, zumal die preußische (dann die badische) in die Sache des Frauenstudiums hineingezogen worden. Was vor zwanzig bis dreißig Jahren außerhalb Preußens, an einzelnen deutschen Universitäten, sich ereignete, um dann zu verschwinden und erst neuerdings wiederaufzuleben,

---

pflanzen nebst Blüthenbiologie Dienstag und Freitag früh 8—9; Einführung in die Pflanzengeographie Donnerstag früh 8—9). Experimentelle Physik, Optik Dr. Götting (Montag und Donnerstag 12—1). Grundzüge der Chemie Dr Götting (Montag und Donnerstag 5—6).

ist seit einigen Jahren an preußischen Universitäten zum ersten Mal eingetreten — das Studium von Frauen, zuerst an der Universität von Göttingen, dann in Berlin, auch in Breslau, Greifswald, Marburg, Heidelberg, München. Rechtens liegt der Fall ähnlich wie bei der staatlichen Zulassung zum Maturitätsexamen. Herkömmlich gewähren die deutschen Universitäten männlichen Personen Zutritt zu ihren Vorlesungen, auch wenn sie nicht immatriculirt werden können (Beamten, Offizieren, Gewerbetreibenden u. s. w.). In diese Kategorie der Immatriculationsunfähigen gehören nicht durchaus Diejenigen, welche eines Maturitätszeugnisses ermangeln; unter gewissen Einschränkungen werden vielmehr auch diese immatriculirt. Vollends wird Ausländern gegenüber eine milde Praxis hinsichtlich der wissenschaftlichen Zulassungsbedingungen geübt. Von allem jenem Entgegenkommen gegen männliche Zuhörerschaft verlangten die Frauen zunächst ein Stück, das ihnen durch die Unterrichtsverwaltung im Zusammenwirken mit den Universitäten in folgender Weise gewährt wurde. Sie sind unter das Recht der vom Rector zugelassenen nichtimmatriculirten Zuhörer gestellt, welche als solche nur diejenigen Vorlesungen u. s. w. hören dürfen, zu welchen sie die Erlaubniß des betreffenden Docenten erhalten; sie haben aber zuvor die Genehmigung des Unterrichtsministeriums einzuholen, die sie auf Grund des Nachweises zureichender Vorbildung erhalten. Als solche zureichende Vorbildung haben einzelne Universitäten generell die Qualification einer staatlich geprüften Lehrerin bezeichnet — eine Qualification, welche regelmäßig bei Ausländerinnen nicht in Frage kommen kann.

Unter diesen Bedingungen ist eine bescheidene Zahl von weiblichen Studirenden (in Göttingen vorwiegend für Mathematik und Verwandtes) seit zwei bis drei Jahren in die Hör=

säle der Universität eingezogen; in Berlin neuerdings eine größere Zahl. Einige wenige Früchte davon sind kürzlich gereift in Doctorpromotionen junger Damen, für welche abermals (hier vorwiegend nach dem Willen der Facultät, der gegenüber in Promotionsangelegenheiten das Ministerium ein mehr formelles Recht übt) Dispense erforderlich waren, schon deshalb, weil die vorgeschriebenen Studiensemester eines immatriculirten Studenten in diesen Fällen nicht nachweisbar sein konnten.

Es ist deutlich, daß diese Anfänge nicht als ein dauernder Zustand anzusehen sind, daß sie neue Gestaltungen vorbereiten. Die treibende Kraft in dieser Richtung dürfte vor allem der unsichere Zustand der Mädchengymnasien sein, ihrer Ziele, ihrer Einordnung in ein berufsmäßiges Studium, von der Schmalheit der financiellen Basis gar nicht zu reden. Jedoch bei der wohlbegründeten Bedächtigkeit, mit welcher die preußische Unterrichtsverwaltung diese Dinge bisher betrieben hat und wohl auch weiterhin betreiben wird, dürften die bestehenden Mädchengymnasien als ein willkommenes Versuchsfeld betrachtet werden, auf dem erst Erfahrungen zu sammeln sind, bevor im Sinne der staatlichen Gymnasialorganisation Folgerungen gezogen werden. Nach den Aeußerungen über diese Seite der Frage, die man in neuester Zeit gerade von den in erster Reihe dabei amtlich betheiligten Persönlichkeiten gehört hat, ist man über das ganze pädagogische Problem einer Reform der Mädchenschule, zumal der höheren, noch sehr im Unklaren. Inzwischen sind die Erfahrungen auf den kleinen Versuchsfeldern weniger durch ihre Zahl als durch ihre Qualität bemerkenswerth. Im Einzelnen enthält (nach meiner persönlichen Beobachtung) das Berliner Mädchengymnasium Zöglinge, auf welche die Prima jedes deutschen Gymnasiums stolz sein könnte, und denen darum

doch keine der üblichen Mädchentugenden verloren gegangen ist, auch nicht die Lust am Ballvergnügen.

Ein verhältnißmäßig abgeschlossener Zustand ist durch die Vorlesungscurse für die Lehrerinnen erreicht. Der gute Erfolg derselben, der sich theils in den Staatsprüfungen und zumal in den von den Professoren abgehaltenen Colloquien bereits erwiesen hat, wird muthmaßlich zur Ausbreitung dieser Einrichtung über Preußen und Deutschland hin beitragen. Auch an dem besonders kritischen Punkte, nämlich der Stellung der Universitätslehrer zu diesen Vorlesungen, sind günstige Erfahrungen gemacht worden. Als einige strebsame, opferbereite, an der Spitze der Lehrerinnenschaft des Landes stehende Damen sich an einen kleinen Kreis von Göttinger Universitätsprofessoren behufs Abhaltung der Curse wendeten, kamen diese vielleicht mehr mit Wohlwollen als mit Begeisterung der neuen Sache entgegen. Einzelne waren darunter, die man nach ihren voraufgegangenen wissenschaftlichen Aeußerungen über die Frauenfrage eher für Gegner einer erhöhten Frauenbildung hätte halten dürfen. Um so erfreulicher war der Eindruck, den die neue Zuhörerschaft bald machte. Statt mancher ähnlicher Urtheile setze ich hier dasjenige hin von einem Manne, den bereits die Erde deckt, dem Historiker Ludwig Weiland. In dem Nachruf für ihn hat Frensdorff es aufbewahrt.*) „Obschon kein Freund der modernen Erziehungskünste," sagt er von Weiland, „hat er mir doch gestanden, welche Freude er an den neuerdings in Göttingen eingerichteten Cursen für Lehrerinnen erlebte, wie die Zuhörerinnen es nicht bloß an Fleiß, sondern auch an

*) Zur Erinnerung an Ludwig Weiland. Vortrag auf der Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins zu Bielefeld am 4. Juni 1895 (Hansische Geschichtsblätter, Bd. XXII).

Raschheit und Intelligenz der Auffassung mit den besten Studenten aufnehmen könnten."

Die Folge dieser günstigen Erfahrungen ist gewesen, daß manche Universitätslehrer für die Sache gewonnen wurden, die zuerst abseits standen. Es darf auch angenommen werden, daß dadurch die Stimmung zu Gunsten des Frauenstudiums bei den Universitäten etwas beeinflußt wurde. Denn zwar sind diese Curse für Lehrerinnen ihrem rechtlichen Charakter nach durchaus unabhängig von den Universitäten und deren Lehreinrichtungen; thatsächlich aber konnte die nahe Nachbarschaft und die Personalunion beider Sphären nicht wirkungslos bleiben. Das zeigte sich in dem Entgegenkommen für die weibliche Zuhörerschaft, die sich bei den Universitäten meldete — einem Entgegenkommen, für welches die Ansichten eines Theiles der Professoren vorzugsweise bestimmend waren. Hier aber liegt das Hauptproblem dessen, was die Zukunft bringen soll.

Wie sehr die neue Einrichtung verbreiteteren Strömungen der weiblichen Welt entgegenkam, erwies sich darin, daß neben den Lehrerinnen auch bei anderen Damen sich Interesse für diese Vorlesungscurse zeigte; daß insbesondere mehrere historische Fächer eine zahlreiche Zuhörerschaft von jüngeren und älteren Damen der Stadt Göttingen erhielten. Gewiß steht diese freiere, ungebundenere Art der Theilnahme nicht auf derselben Stufe wie der Fleiß der Lehrerinnen, die alsbald ihren Ernst in einer Prüfung zu beweisen haben, ja, die ihn unmittelbar in den an die Vorlesungen sich knüpfenden Uebungen beweisen. Allein man thut gut, auf diesen wie auf anderen Gebieten der fortschreitenden Geistesbildung die Fortschritte nicht mit dem Zollstock messen und nur die auf solche Weise ermittelten Resultate des Unterrichts anerkennen zu wollen. Man wird zunächst an jedem guten Willen den Ansatz zum Besseren schätzen, und in

der bloßen Thatsache, daß ein solches Streben sich bekundet, etwas Erfreuliches sehen dürfen. Gerade der deutsche Universitätslehrer, dessen Wirksamkeit zufolge der akademischen Freiheit vielfach darauf beschränkt ist, den Samen auszustreuen, ohne zu wissen, ob er aufgeht, hat am wenigsten Grund, solchen guten Willen hochmüthig zu beurtheilen. Er ist selber am meisten darauf angewiesen, zufrieden zu sein, wenn er nur diesen guten Willen sieht.

Daß der neuerdings durch die ersten Anläufe erreichte Zustand des Frauenstudiums bei unseren Universitäten kein definitiver sein kann, ist ziemlich einleuchtend. Die Unterrichtsverwaltung, welche doch mit sichtbarer Reserve in dieser Angelegenheit vorgeht, hat dadurch einen neuen Schritt der Vorwärtsbewegung hinzugethan, daß sie seit dem Jahre 1895 dem Gesuche von weiblichen Candidaten um Zulassung zur Maturitätsprüfung gewillfahrt hat. In Berlin haben im März 1896 6 Zöglinge des Mädchengymnasiums die Prüfung bestanden. In England, Amerika, Frankreich kann sich nach dort bestehender Sitte eine Dame, welche die entsprechende Prüfung bestanden hat, daraus — gleich dem jungen Manne — einen Titel machen; in Deutschland sind wir noch nicht so weit. Aber auch im Auslande will man diesen Titel nützlicher anwenden, als darin, daß man ihn hinter den Namen setzt. Vollends bei uns hat jene Prüfung keinen rechten Sinn, wenn sie nicht, wie bei den männlichen Abiturienten, das Recht zur Immatriculation*) und zur Absolvirung des Studiums bei den

*) Im Beginne des Wintersemesters 1895—96 hat sich eine mit dem Reifezeugniß des Abiturienten ausgerüstete Candidatin um die Immatriculation bei der Berliner Universität beworben, ist aber abgewiesen und auf das zur Zeit bestehende mindere Recht verwiesen worden. Zugleich ist die Zahl Derjenigen, welche, sich dieses minderen

Universitäten einschließt, wenigstens für gewisse Facultäten oder für gewisse Fachgruppen im Hinblick auf ein Ziel im Gebiete der liberalen Berufsarten. Die Schwierigkeiten sind die folgenden. Der gegenwärtige Zustand, wie wir ihn bei mehreren preußischen und einigen nichtpreußischen Universitäten in Deutschland haben, übt keinen Zwang aus. Nur derjenige Universitätslehrer hat weibliche Zuhörer, welcher seine Zustimmung dazu ertheilt hat, nicht einmal principiell ertheilt hat, sondern von Fall zu Fall. Mit der Immatriculation hört diese Freiwilligkeit auf; im Wesen der akademischen Freiheit liegt es (im Gegensatze zu den schulmäßigen Vorschriften, wie sie für ausländische Universitäten, zumal in Frankreich, bestehen, wie sie früher auch bei deutschen Universitäten bestanden haben), daß jeder immatriculirte Student hören kann, was er will, und bei dem Belegen der Vorlesungen nicht an Zustimmung des Docenten gebunden ist. Nur die seminaristischen Uebungen, die Privatissima u. s. w. machen eine Ausnahme. Da, wo Schranken gezogen werden für Diejenigen, welche nur die Maturität eines Realgymnasiums oder gar keine Maturität besitzen, geschieht es im Hinblick auf die Zulassung zu den Staatsprüfungen der Theologen, Juristen, Mediciner u. s. w.; dagegen kann jeder Immatriculirte jede beliebige Vorlesung hören.

Dieses Recht würde nun auch den immatriculirten Zuhörerinnen zu Theil werden, sofern hier nicht, um des weiblichen Geschlechts willen, eine Unterscheidung eingeführt werden sollte. Der Antrieb dazu liegt in der Thatsache, daß ein Theil

---

Rechts bedienend, an der Berliner Universität Vorlesungen hören, unter den begünstigenden Umständen der großen Stadt sehr schnell gewachsen (auf etwa sechzig). Im Sommer 1896 nur 35; in Göttingen gleichzeitig 42.

der Universitätslehrer weibliche Zuhörer nicht wünscht, und es ein peinlicher Zustand wäre, der ihnen von Amtswegen durch den Zwang zugemuthet würde*). Andererseits würde das ausgeübte Recht der einzelnen Professoren, immatriculirten Studirenden weiblichen Geschlechts das Hören ihrer Vorlesungen zu versagen, gerade in den wichtigsten Gebieten das Ziel des Studiums unerreichbar machen können.

Diese Bedenken treten nun leider am stärksten demjenigen Studium entgegen, welches praktisch das erheblichste ist — dem medicinischen. Aus den Kreisen einzelner medicinischer Facultäten macht sich — keineswegs allgemein und allenthalben — ein so lebhafter Widerspruch gegen das ärztliche Studium der Frauen geltend, daß man (auch wenn man nach mancherlei Erfahrungen in der akademischen und in der außerakademischen Welt diesen Widerspruch keineswegs für ewig und unabänderlich hält) zunächst darin ein Hinderniß anerkennen muß, dem man am besten aus dem Wege geht. Auch ist ein Zwang von oben herab unwahrscheinlich, weil die medicinische Wissenschaft

*) Ein peinlicher Zustand doch wohl ebenso sehr für die Hörerinnen wie für die betroffenen Docenten. Manche ungeduldigen Aeußerungen in den Tagesblättern, die von weiblicher Hand kommen und mit den bisherigen Errungenschaften des Frauenstudiums an preußischen Universitäten unzufrieden sind, übersehen diese Schwierigkeiten. Es wird gar die Frage aufgeworfen: „Warum die Regierung sich noch so ängstlich sträubt, den Frauen ein- für allemal die deutschen Universitäten zugänglich zu machen?“ Darauf ist zu erwidern: Es gibt gar keine Regierung, welche das Recht hätte, den Frauen die deutschen Universitäten zugänglich zu machen. Denn die Universitäten gehören in die Competenz der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches. Der Grund aber, warum diese einzelstaatlichen Regierungen sich sträuben, der hier ausgedrückten Ungeduld zu genügen, mag aus dem Obigen entnommen werden.

im Geiste des heutigen Realismus unseren höheren Kreisen hinreichend imponirt. Ein Ausweg möchte hiernach der sein, daß man das Studium dahin dirigirt, wo die Geneigtheit der Facultät sich amtlich ausgesprochen hat. Wie denn wirklich auf die Umfrage des Unterrichtsministers bei den preußischen Facultäten im Frühjahr 1892 meines Wissens mehr als eine medicinische Facultät sich günstig geäußert hat. Es ist bezeichnend, daß für diese günstige Ansicht Erfahrungen maßgebend gewesen sind, welche durch einflußreiche Mitglieder der betreffenden Facultäten in der Schweiz als Professoren an einer der dortigen medicinischen Facultäten gemacht worden waren. So liegt mir das Votum einer Autorität vor, welche auf Grund achtzehnjähriger Erfahrung an einer Schweizer Universität nachdrücklich für die Sache in Preußen eingetreten ist, obwohl oder weil in den schweizerischen Verhältnissen mancherlei ungünstige Momente mitwirkten, die bei uns vermieden werden können. Die Begabung der weiblichen Studirenden erwies sich, laut jenem Votum, als dieselbe, wie die der männlichen, zumal wenn man die meist unzulängliche Vorbildung in Rechnung stellte. Der Fleiß war, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, befriedigend, ja bei vielen ungewöhnlich groß. Die Prüfungsergebnisse waren ungefähr dieselben, wie bei den übrigen Studirenden. In der Praxis wirkten schon vor zwanzig Jahren mehrere schweizerische Aerztinnen, welche das Staatsexamen gemacht, mit auffallend großer Beliebtheit bei ihren weiblichen Patienten. Die am häufigsten hervorgehobenen Bedenken gegen einen gemeinsamen medicinischen Unterricht der beiden Geschlechter sind hier niemals durch die wirkliche Erfahrung bestätigt worden, vielmehr hat der wissenschaftliche Ernst von Lehrer und Lernenden auch nicht ein zweideutiges Lächeln aufkommen lassen.

Die russische Methode bliebe immer noch übrig, falls der Weg der Immatriculation bei den Universitäten oder einzelnen derselben nicht beschritten werden sollte. Die Einrichtung einer eigenen Frauenhochschule hätte den Vorzug, daß der hauptsächliche Widerstand fortfiele, weil man nicht neuen Raum in einem alten Hause verlangte. Der Staat hätte das neue Haus zu bauen; wollten ihm wohlgesinnte Millionäre dazu bereitwilliger die Hand öffnen, als unser Finanzminister sie zu öffnen gewohnt ist, so würde die Regierung es gewiß annehmen. Ein großer Staatsrechtslehrer klagte neulich im Landtage über die Leiden der Millionäre: er unterließ, ihnen das einfachste Mittel zu nennen, durch das sie von ihren Leiden erlöst werden. Hier ist einer der zahlreichen Zwecke, für die sie Gutes stiften können.

Wirklich ist manches der Art bereits geschehen, zumal in den letzten Jahren. Aus den Acten des preußischen Unterrichts-Ministeriums entnehme ich, daß in den Jahren 1890—95 Schenkungen und Vermächtnisse für Universitäten und andere wissenschaftliche Anstalten und Kunstinstitute in Preußen

1,39 Mill. Mark in Geld,
1,39 „ „ in natura (Bücher, Kunstwerke rc.)

2,78 Mill. Mark zusammen,

oder im jährlichen Durchschnitt 463 000 Mark gewidmet worden sind. Darunter an größeren die Jüngkenstiftung von 1891 mit einer Summe von 625 000 Mark behufs Unterstützung von Studirenden der Berliner Universität; die Orlopstiftung von 1895 mit einer Summe von 330 000 Mark für das Berliner Kunstgewerbe-Museum, deren Nießbrauch allerdings die 24jährige Wittwe lebenslänglich hat. Die Stiftung der Frau Elise Wentzel, geb. Heckmann, vom Jahre 1894, welche für die Berliner Akademie der Wissenschaften $1^1/_2$ Millionen Mark

gestiftet hat, deren Zinsgenuß $1/3$ mit 1895, $2/3$ bei ihrem Tode eintritt. Zweck ist die Förderung von wissenschaftlichen Unternehmungen, die einen größeren Aufwand verlangen. Dann die Emil Wentzelstiftung von 1892 mit einer Summe von 770 000 Mark zur Unterstützung von Studirenden der Berliner Akademie der Künste und der technischen Hochschule zu Charlottenburg. Endlich die beiden Stiftungen der Gräfin Luise Bose für die Universitäten Berlin und Marburg zur Förderung medicinischer und naturwissenschaftlicher Studien mit zwei Summen von 788 000 Mark und 800 000 Mark.

Also es fehlt nicht an guten Beispielen. Möchten sie Nachfolge finden, und möchte ein reicher Gönner seine Gunst unserem Zwecke zuwenden, sofern der Gang der Angelegenheit ein solches Bedürfniß erzeugen sollte.

Auch an tüchtigen Professoren für die neue Hochschule würde es nicht fehlen, nach welchem Orte immer man sie verlegen wollte. Maturität, Immatriculation, Staatsexamina müßten den bestehenden Einrichtungen angepaßt werden, damit diese neue Hochschule im Stande wäre, den gesetzlichen Bestimmungen zu genügen und ihre Zöglinge mit entsprechenden Zeugnissen auszurüsten. Akademische Grade möchten Nebensache sein, wie sie es auch für die Mehrzahl der männlichen Graduirten (vollends der Mediciner) sind.

XIII.

Jedoch, ich habe nicht den Ehrgeiz, ungeforderte Gutachten über die demnächst zu treffenden amtlichen Maßnahmen abzugeben. Und so weit ich wiederum Anlaß hätte, in amtlicher

Eigenschaft Derartiges zu thun, habe ich eine Collision der Oeffentlichkeit mit diesen Pflichten zu vermeiden, wie es übrigens in den voraufgegangenen Blättern geschehen ist. Derartige Einzelheiten sind auch nicht der wesentliche Zweck, um dessenwillen ich schreibe. Für diesen Zweck ist es nicht erheblich, ob die Angelegenheit ein paar Jahre später oder früher ihre Lösung findet, ob die Modalitäten der Reform sich so oder so an den bisherigen Zustand unserer Universitätsstudien anschließen.

Was mich an der Sache vorzugsweise reizt, was mir die Feder in die Hand gedrückt, ist die Feststellung eines Culturfortschrittes in seinem Zusammenhange mit der internationalen Gemeinschaft der Gegenwart, in seiner Begründung durch äußere und innere Nothwendigkeiten, in seiner Bedeutung für die Verbesserung des Lebens. An solchem Maßstabe gemessen, ist es auch nicht die einzelne Seite des Neuen, obgleich an sich wichtig und kennzeichnend für das Ganze, keine blinde Vorliebe etwa für die Förderung des Frauenstudiums, keine Vorliebe, welche die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Schattenseiten der Einbürgerung des Neuen verkennt — es ist der Geist eines neuen Zeitalters, der zu Worte gelangt, es ist die Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, diesem Geiste die Pforten zu verschließen. Das Culturgesetz, daß man nicht zurückbleiben darf, wo die ganze Welt vorwärts geht, gilt nicht bloß für Panzerschiffe und Schießgewehre, nicht bloß für Eisenbahnen und Telephone, es gilt auch für das geistige Leben und die Entwickelung der geistigen Gaben.

Wie immer, so sind es namentlich in diesem Falle blendende Vorurtheile, welche dem Neuen in den Weg treten, bestechende Schlagworte, welche sich mit sittlicher Entrüstung waffnen, wo sie vielmehr in sittlicher Beschämung verstummen sollten. Wie so oft haben die Gänse wieder einmal das Capitol

zu retten, und dieses Mal im eigensten Interesse. Allein ich glaube gezeigt zu haben, daß eben in den letzten Jahren auch in Deutschland sich Manches geändert hat, daß in die ehrwürdigsten Vesten der alten Vorurtheile der Hauch des neuen Europa eingezogen ist. Mir persönlich verbindet sich damit die Genugthuung, daß ich einst vor reichlich einem Vierteljahrhundert, als ich zum ersten Male vor einem größeren Publicum sprach, im fernen Nordosten, auf einem halbverlorenen Posten der deutschen Cultur, die ersten Anfänge der deutschen Frauenbewegung in diesem Sinne deutete, zunächst mit dem natürlichen Erfolge, dem Philisterthum Stoff für geringfügigen Spott zu geben. Heute ist es anders geworden. Schon sieht man, wie die Zugvögel herüberkommen, die es in dem kalten Klima der Minderheit nicht lange aushalten; schon drehen sich die Wetterfahnen herum, nach denen man auszuschauen pflegt, wenn man wissen will, welche Luftströmung in den höheren Regionen herrscht. Schon werden die Romantiker irre, die aus Mangel an historischen und socialpolitischen Gesichtspunkten den Kern dieser Frage nicht erfaßt haben, oder jene Species von Fortschrittsmännern, die conservativ sind in den Dingen, an denen sie den Beruf hätten, ihr Fortschrittsbedürfniß zu befriedigen.

Und ein anderes bedeutsames Zeichen ist zu sehen. In dem weiblichen Geschlechte selber bemerkt man mehr und mehr, wie die tüchtigeren, begabteren, strebsameren Persönlichkeiten auch in deutschen Landen von dieser neuen Erscheinung ergriffen werden, wie sie darin den Widerklang finden der besten Impulse, die bisher halblaut aus ihrem Innern sich kundgegeben.

Ja, bedeutungsvolle Analogien zeigen sich bei uns bereits zu dem, was wir in der englischen Bewegung wahrgenommen haben. Nicht bloß Gesinnungen, Bestrebungen, sondern Thaten.

Frauen von der Art der Mrs. Sidney Webb und der Miß Clara Collett oder jener Anderen, die in großer Zahl an der praktischen Socialpolitik der localen Verwaltungen thätig sind — wir haben sie schon bei uns; sie wachsen mit ihren Zwecken, sie werden getragen von der steigenden Gunst einflußreicher Kreise, und es wird nicht lange dauern, daß wir mehr davon sehen werden. Auch der diesjährige evangelisch-sociale Congreß (zu Stuttgart) hat neue Zeugnisse geliefert.*) Unsere Fachzeitschriften bringen Arbeiten von wissenschaftlichem Charakter**) wie die englischen. Und der Tag ist nicht fern, wo die erste Gewerbe-Inspectorin des Deutschen Reiches ernannt wird. An weiblichen Persönlichkeiten fehlt es schon heute nicht; sie könnten vielleicht ein Vorbild sein für manches, was unsere gegenwärtige Gewerbe-Inspection leisten sollte, aber noch nicht leistet.

Um zu zeigen, wie die Ansichten umschlagen innerhalb weniger Jahrzehnte über große Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, und wie heute als ein unantastbares Dogma erscheint, was gestern eine Thorheit war, will ich an ein Beispiel erinnern, das nicht gar weit zurückreicht.

*) Frau Geheimrath Lippmann: Ueber die Frauen im Gemeindedienst. Vergl. Bericht über die Verhandlungen des evangelisch-sozialen Congresses 1896.

**) Elisabeth Gnauck-Kühne, Die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwaaren-Industrie. Eine sociale Studie. Schmoller's Jahrbuch für Volkswirthschaft u. s. w. im Deutschen Reich, 1896, p. 373 ff. (auch selbständig erschienen). Gertrud Dyhrenfurth, Ein Blick in die gewerkschaftliche Bewegung der englischen Arbeiter und Arbeiterinnen. In demselben Jahrbuch 1895, 917 ff.

Bei der Reform des preußischen Staatswesens im Anfange dieses Jahrhunderts hat nichts so tief eingeschnitten, wie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Sie gehörte zu den „Ideen" der französischen Revolution. Scharnhorst verpflanzte diese Idee aus Frankreich in die preußische Armee. Das Heer Friedrich's des Zweiten ruhte auf ganz anderen Grundlagen. Der große König hatte bestimmt, daß Diejenigen, die einmal Soldat gewesen, möglichst spät zu verabschieden seien, damit dem Lande möglichst wenig junge Arbeitskraft entzogen würde. Ganze Provinzen hatte er der Cantonspflicht entzogen, so zumal die westlichen Provinzen, weil hier die friedliche Arbeitskraft am kostbarsten war. Die Idee, daß der Waffendienst eine gemeine staatliche Pflicht sei, ist ihm niemals aufgegangen. Der größere Theil der angeworbenen Ausländer, die einen Hauptheil des Heeres bildeten, waren nach Scharnhorst's Worten „Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland".*) Als nun Scharnhorst mit seinen Vorschlägen zur Umgestaltung des Heeres hervortrat, verbaten sich nicht nur die pommerschen Landstände die allgemeine Wehrpflicht aufs Heftigste und bezeichneten sie als „ein Resultat des französischen Schwindels von Freiheit und Gleichheit"; nicht nur König Friedrich Wilhelm III. verwarf die allgemeine Wehrpflicht einmal auf das andere; auch die bedeutendsten Köpfe eiferten dagegen. So sah Vincke darin das Grab der Cultur, der Wissenschaften, der bürgerlichen Freiheit und aller menschlichen Glückseligkeit. Niebuhr klagte, nur Schwärmer könnten diese culturfeindliche, bei rohen Hauptleuten ausgebrütete Idee annehmen. Altenstein prophezeite, es werde

*) Max Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 72 ff. Vergl. Bd. II, S. 98, 295 f., 334, 369.

massenhafte Auswanderung, ja Zerstörung aller Cultur die Folge davon sein.

Wie mit der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen, so ist es — näher noch an die Gegenwart heranreichend — mit anderen Elementen des deutschen Verfassungswesens, so ist es in den letzten Jahrzehnten namentlich mit den socialen Reformen und ihren grundlegenden Ideen gegangen. Nicht nur die pommerschen Landstände, sondern auch die Niebuhr's, die Altenstein's von heute haben immer wieder die verderblichen Ideen der französischen Revolution angeklagt, haben immer wieder den Untergang der Cultur prophezeit, wenn neue Gedanken zur Umgestaltung des Lebens drängten. Wir haben es erlebt, wie dann dieselben Propheten einige Jahre später den Ton herabstimmten und am Ende die Letzten waren, daran zu erinnern, wie sehr sie sich geirrt hatten.

Dasselbe Spiel erneuert sich unabläßig. Wer die Geschichte, wer nur seine eigenen Erlebnisse sich gegenwärtig hält, läßt sich dadurch nicht irre machen, und die Welt geht ihren Zielen entgegen, ohne auf solche Proteste zu achten.

Dies bleibt auch für Denjenigen wahr, welcher — gleich mir selber — von den Schwierigkeiten des Neuen durchdrungen ist, welcher an seinem Theile, so sehr wie irgend Jemand, empfindet, es müsse bei den Aufgaben der vorliegenden Frage mit Besonnenheit verfahren, es müssen die nothwendig erscheinenden Umgestaltungen des Unterrichts und des Berufslebens mit vorsichtiger Hand an das Alte angeknüpft werden.

Aber erst das Verständniß für das Nothwendige des Neuen gibt das gute Recht, den unvernünftigen Neuerungen zu widerstehen.



Literatur zur deutschen Frauenbewegung.



Aus der großen Zahl von Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Aufsätzen, welche zu unserem Gegenstande gehören, ist hier nur eine Auswahl mitgetheilt, deren Umfang selber die Fülle der vorhandenen Literatur andeutet. Hierbei ist ohnehin fortgelassen, was nicht zu dem Thema der gegenwärtigen Abhandlung, sondern zu der weiteren Frage der Frauenarbeit gehört (Arbeiterschutzgesetzgebung, Fabrikarbeit, Hausindustrie u. s. w.).

---

a. Vorläufer, Radicale.

Daniel Defoe, An Essay upon Projects. London 1697.

Dorothea Christine Erxleben, Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget, und wie möglich, nöthig und nützlich es sei, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befleißige, umständlich dargelegt wird. Berlin 1742.

Dieselbe, Vernünftige Gedanken vom Studiren des schönen Geschlechts. Frankfurt und Leipzig 1749.

Condorcet, Lettres d'un bourgeois de New Haven à un citoyen de Virginie, 1787, Oeuvres complètes, 1804, Band 13.

Derselbe, Sur l'admission des femmes au droit de cité, Journal de la société de 1789, 3. Juli 1790.

Mary Wollstonecraft, Vindication of the rights of women. London 1792. Neue Ausgaben London 1891, 1892.

[von Hippel] Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Berlin 1792.

Bazard-Enfantin, Religion Saint-Simonienne: Lettre à M. le Président de la chambre des Députés. Paris 1. Octobre 1830.

John Stuart Mill, The subjection of Women. London 1869. (Dazu meine Anzeige in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. August 1869 Nr. 218.)

August Bebel, Die Frau und der Sozialismus. Zehnte Auflage. Stuttgart 1891.

b. Historisches.

Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zweite Auflage. Wien 1882.

Karl Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter, Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Tübingen. Jahrgang 1882.

c. Neuere deutsche Reformbewegung.

Lette, Denkschrift über die Eröffnung neuer und die Verbesserung bisheriger Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht. Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen. „Arbeiterfreund", Berlin 1865.

Gustav Eberty, Geschichte der Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Frauen in England. In der Zeitschrift „Arbeiterfreund" 1865.

Luise Otto, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Hamburg 1868.

Franz von Holtzendorff, Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Franz von Holtzendorff. Heft 40. Berlin 1867.

Berliner Frauen-Vereins-Conferenz am 5. und 6. November 1869. Stenographische Aufzeichnung. Berlin 1869.

Luise Büchner, Ueber weibliche Berufsarten. Darmstadt 1872.

Dieselbe, Die Frauen und ihr Beruf. 1855. 5. Aufl. Leipzig 1884.

Luise Otto-Peters, Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Leipzig 1890.

Jenny Hirsch, Geschichte der fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit (1866—1891) des Lettevereins. Festschrift. Berlin 1891.

Lina Morgenstern, Frauenarbeit in Deutschland: I. Theil. Geschichte der deutschen Frauenbewegung und Statistik der Frauenarbeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten. II. Theil. Adreßbuch und Statistik der Frauenvereine in Deutschland. (Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung.) Berlin 1893.

Gustav Dahms, Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Berlin 1895. (Hierin besonders: Max Haushofer, Die Ehefrage im Deutschen Reich. Georg Voß, Die Frauen in der Kunst.)

Bericht über die Verhandlungen des Sechsten Evangelisch-sozialen Congresses vom 5. und 6. Juni 1895. Berlin 1895. Daraus besonders erschienen: Elisabeth Gnauck-Kühne, Die soziale Lage der Frau. Berlin 1895.

Ida von Kortzfleisch, Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover 1895.

Gustav Gerok, Frauenabende. Sechs Vorträge zur Frauenfrage. Stuttgart 1896.

Felicie Ewart, Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. Hamburg und Leipzig 1895.

Julius Duboc, Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Leipzig 1896.
Theobald Ziegler, Die soziale Frage eine sittliche Frage. Fünfte durchgesehene Auflage. Stuttgart 1895. (Fünftes Kapitel: Familie und Frau. Die Frauenfrage.)
Lily von Gizycki, Zur Beurtheilung der Frauenbewegung in England und Deutschland. Sonderabdruck aus dem Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Berlin 1896.

d. Aeußerungen deutscher Universitätslehrer.

Karl Thomas Richter, Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauenarbeit. 2. Auflage. Wien 1869.
Heinrich von Sybel, Ueber die Emancipation der Frauen. Bonn 1870.
Gustav Cohn, Die Frauenbewegung in Deutschland. Baltische Monatsschrift. Riga 1870.
Gustav Schönberg, Die Frauenfrage. Basel 1872.
G. Teichmüller, Ueber die Frauenemancipation. Dorpat 1877.
Julius Pierstorff, Frauenfrage und Frauenbewegung. Göttingen 1879.
E. Laas, Zur Frauenfrage. Berlin 1883.
Lorenz von Stein, Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. 6. Aufl. Stuttgart 1886.
Derselbe, Die Frau auf dem sozialen Gebiete. Stuttgart 1880.
Wilhelm Stieda, Frauenarbeit, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jahrgang 1891. Jena.
Julius Pierstorff, Art. Frauenarbeit und Frauenfrage, im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften". Jena 1892.
Derselbe im Supplementband I zum Handwörterbuch. Jena 1895.
Johannes Weiß, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage. In den „Evangelisch-sozialen Zeitfragen". Zweite Reihe, 7. Heft. 1892.

e. Ueber Frauenstudium insbesondere.

(G. Cohn.) Vassar College, in „Unsere Zeit". Jahrgang 1870
Victor Böhmert, Das Studium der Frauen in besonderer Rücksicht auf das Studium der Medizin. Leipzig 1872.
Lud. Hermann, Das Frauenstudium und die Interessen der Hochschule Zürich. Zürich 1872.
Rudolf Gneist, Ueber gemeinschaftliche Schulen für Knaben und Mädchen und über die Universitätsbildung der Frauen nach den neueren Erfahrungen in den Nordamerikanischen Freistaaten. „Arbeiterfreund", Jahrgang 1874.
Hedwig Dohm, Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau. Berlin 1874.
Hans von Scheel, Frauenfrage und Frauenstudium. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Jahrgang 1874.
Zehender, Ueber den Beruf der Frauen zum Studium und zur praktischen Ausübung der Heilwissenschaft. Rostock 1875.
Theodor von Bischof, Das Studium und die Ausübung der Medicin durch die Frauen. München 1877.
Waldeyer, Das Studium der Medicin und die Frauen. 61. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln 1888.
Mathilde Weber, Aerztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. 4. Auflage. Tübingen 1889.
S. Binder, Weibliche Aerzte. 1892.
Helene Lange, Frauenbildung. Berlin 1889.
Dieselbe, Die Frauenbewegung im Bewußtsein unserer Zeit. Berlin 1892.
Eduard Cauer, Die höhere Mädchenschule und die Lehrerinnenfrage. Berlin 1878.
E. Gnauck-Kühne, Das Universitätsstudium der Frauen. Oldenburg 1891.
Karl Breul, Die Frauencolleges der Universität Cambridge. Preußische Jahrbücher, Jahrgang 1891.

Gustav Cohn, Zur Finanzstatistik der englischen Universitäten. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 1890.
Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe, begründet vom Verein für „Frauenbildungs-Reform“, eröffnet am 16. September 1893. Festschrift.
W. Grimm, Deutsche Frauen vor dem Parlament. Weimar 1895.

f. Zeitschriften in Deutschland.

„Neue Bahnen“, herausgegeben von Auguste Schmidt. Leipzig (seit 1868).
„Die Frau“, Monatsschrift für das gesammte Frauenleben unserer Zeit, herausgegeben von Helene Lange. Berlin (seit October 1893).
„Die Frauenbewegung“, Revüe für die Interessen der Frauen, herausgegeben von Minna Cauer und Lily von Gizycki. Berlin (seit 1. Januar 1895).

Inhalt.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Indische Reisebriefe

Von **Ernst Haeckel.**

Dritte vermehrte Auflage.

Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photogrammen und Original-Aquarellen des Verfassers) sowie mit einer Karte der Insel Ceylon.

gr. 8°. Geheftet 16 Mark. Elegant in Halbfranz gebunden 18 Mark.

Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile.

Herausgegeben

von **Hermann von Petersdorff.**

Mit einem Bildniß von Ferdinand Gregorovius.

gr. 8°. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 8 Mark.

Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen

in den Jahren 1889 bis 1892.

Von **Paul Güßfeldt.**

2. Auflage. Mit 26 Heliogravüren und 152 Holzschnitten nach Zeichnungen von Carl Saltzmann und einer Orientirungskarte.

gr. 8°. Elegant in Halbfranz gebunden 28 Mark.

Der Montblanc.

Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe

von **Paul Güßfeldt.**

Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und 3 Diagrammen.

gr. 8°. Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 14 Mark.

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von **Paul Güßfeldt.**

Mit 20 Illustrationen in Lichtdruck, 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten.

gr. 8°. Geheftet 18 Mark. Elegant gebunden 20 Mark 50 Pf.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.







